Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 106 (1965)

Artikel: Am alten Pilgerweg
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033586

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am alten Pilgerweg

Erzählung aus der Urschweiz

von Josef von Matt

Mit dem Zweitonner-Lastwagen den alten Pilgerweg rückwärts hinauf zu fahren, das war ein arg verwegenes Stück Arbeit. Das wird dem Torli-Migi nicht so schnell ein Chauffeur nachmachen. Ein gutes Stück zwischen Berg und Tobel eingeklemmt und dazu noch recht stotzig, dazu braucht es einen sicheren Fahrer.

Er hat es probiert und gewagt, weil er nicht mehr zuschauen konnte, wie der junge Bernhard jeden Tag mit seinem Rinderzug ein enges Gifi voll Berggrien hinaufgeführt hat, vormittags, nachmittags und noch vor dem Einnachten. Die Leute im Dorf sind vor dem Schulhaus stehen geblieben und haben hinaufgeschaut, wie der Torli-Migi mit dem Kipper aus dem Wald heraus auf den Kehrplatz gekommen ist und dann mit drei- viermal Hin und Her, gewendet und mit einer blauen Rauchfahne bis nahe an den Tunderstein hinaufgekrebset ist. Jedesmal, wenn er eine Last vom Wagen in den Weg abrutschen ließ, hat er einen Jauchzer ertönen lassen, damit die staunenden Leute im Dorf zuhören konnten, er sei noch am Leben und guter Laune.

Der junge Bernhard hat nur den Kopf geschüttelt und gemeint, das sei fürwahr Gott versucht. Er war auch schon gut in den Fünfzigern und seine dunkeln Strubelhaare grau durchzogen. Er wurde so genannt, weil sein Vater, der alte Bernhard, Wirt und Bauer auf „Schlößlijoch", immer nur mit der Bezeichnung „Miine dr Jung" von ihm sprach. Derweil war der älteste Sohn des jungen Bernhard auch schon über 25 Jahre alt geworden, größer und breiter als der Großvater, der mit seinem Stock in der Luft herumfuchtelte und über die motorverrückten Grünschnäbel schimpfte. „Was nützt das, wenn ein junges Leben drauf geht und der Lastwagen im Tobel liegt. Das Sträßli hat noch immer seinen Dienst getan, seit Jahrhunderten. Früher ist man mit dem Bastesel hier herauf und war zufrieden. Lange Pilgerzüge sind hier den Weg hinaufgekrochen und anderntags wieder heimzu, bevor die breite Fahrstraße um den Berg gebaut worden ist. Und jetzt, da niemand mehr kommt, jetzt muß in ein paar Tagen der Pilgerweg eine Heerstraße werden. Wenn das nicht eine tollwütige Idee ist, dann will ich Hanstoni heißen."

Sohn und Großsohn konnten nicht alle warnenden Worte hören. Ihre Schaufeln fuhren knirschend in die Grienhaufen, und vom Wald her war schon wieder das Dröhnen des Lastwagens zu hören. Dem alten Bernhard war es auch nicht so ungeheuer ernst mit seinem Schimpfen. Er hatte Angst vor einem Unglück und vor den Kosten, wenn etwas schief gehen sollte und wollte mit seinem Reden rechtzeitig gemahnt und gewarnt haben. In seinen jungen Jahren war er auch ein Draufgänger, ein Schwinger und waghalsiger Jäger gewesen. Im Geheimen freute er sich am mutigen Unternehmergeist, der seit einiger Zeit auf „Schlößlijoch" zum Durchbruch gekommen war. „Der Bub da", wie er den Bruno gerne nannte, gefiel ihm wohl. Er zeigte mehr Rasse und Kampflust als sein Bruder und erschrack nicht so schnell, wie seine Schwester.

Nun aber waren an diesem Vormittag, wie ein Hexenwerk, schon fünf große Haufen Grien auf dem schmalen Weg aufgetürmt. Innert wenigen Stunden war aus dem alten Saumweg eine Hügellandschaft geworden. Da war es doch seine Pflicht, mit dem Bergstock herumzufuchteln und zu sagen: „Und wenn diese Woche der Bleß zum kalbern kommt, und es geht nicht gut, dann kommt kein Teufel und kein Viehdoktor mehr hier herauf. Wollt ihr das Schlößlijoch gegen die Russen befestigen?"

Bruno kam zu ihm hin und erklärte ihm, der Torli-Migi habe ihm angetragen, er wolle an einem Tag so viel heraufkutschie-

ren, wie sie mit dem Karren in fünf Wochen nicht herzufahren könnten. Und jetzt wollten sie zusammen ausprobieren, ob er das Versprechen halten könne. Er wisse ja, wie lange sie seit dem Frühling dem Weg nach vom Berg abgeschrotet und auf der Tobelseite aufgetragen und verbaut hätten. Man könne doch nicht bis in den Winter hinein straßnen. Und wenn auf den Herbst hin mit dem Umbau begonnen werde, dann müsse der Pilgerweg eben eine Fahrstraße sein, für alle die Fuhren, die notwendig seien.

Sobald das Wort Umbau ausgesprochen war, fing der alte Bernhard mit den Augen zu zwinkern an, verzog sein runzeliges Gesicht, hob wieder den Stock auf und schöpfte Luft für eine gewaltige Rede. Aber er kam nicht mehr dazu. Ein Roßmaul tauchte neben seinem Bart auf, legte sich auf seine Schulter und ein Landli stieß ihn in den Rücken.

„He da, macht Platz, ich will hier durch", rief eine heisere Stimme, „geht mir aus dem Weg!" Großvaters Bergstock fuhr schnell wieder zu Boden und suchte Halt. Mit der freien Hand griff der alte Bernhard kräftig dem mageren Gaul an die Halfter und schaute zurück auf den Karrenschlitten und den Fuhrmann. „Wirst mich wohl nicht zutodmännen wollen, Melchmättler, wär schad, bin noch zu jung." Der Bauer mit dem Leitseil schien nicht für Späße aufgelegt zu sein. Mit finsteren Blicken schaute er neben seiner schmalen Nase und über seinen struppigen Schnauz hin und rief: „Macht Platz, ich will hier durch, und ein wenig Hoppla!"

Dem Großvater blieb zwischen Berg und Karren nicht viel Platz auszuweichen. Aber darauf achtete der Melchmättler nicht. Er trieb mit Hü und Peitsche sein Roß bis vor den ersten Haufen, bis das Roßmaul am Berggrien schnuppern konnte. „Fort mit dem Zeug da, ich hab mein Recht hier durchzufahren." Der junge Bernhard stieg ein paar Schritte in die Matte hinauf und sagte trokken: „Fahr du", legte Faust und Kinn auf seinen Schaufelstiel und schaute lächelnd zu, was nun geschehen würde. Bruno begann zu verhandeln, kam Schritt um Schritt auf den Bauern zu und begann zu erklären. Man habe eben nicht daran gedacht, daß er ausgerechnet heute mit einem Fuder Staudenbuscheln zutal fahren wolle, sonst hätte man ihm rechtzeitig berichtet. Er wolle ihm gerne helfen das Fuder abzuladen und das Gefährt zu wenden. Sobald die Straße frei sei, könne er ja die Buscheln hier wieder holen und weiterfahren. Breitbeinig blieb der Melchmättler stehen, kaute an den Schnauzhaaren. Aus halbverschlossenen Augen starrte er auf den jungen Mann. „Platz machen, sag ich", schnauzte er ihn an, „red nicht so blöd daher. Hier hab ich mein Fahrrecht, hier will ich durch!" Noch einmal versuchte Bruno den zornigen Mann zu besänftigen. Er hätte ihm zwar lieber den Tunderstein, der kaum drei Klafter weiter oben, bei der Wegscheide tief im Boden steckte, vor die Brust gestoßen. Aber er hatte seine geheimen Gründe, mit dem Bauer auf dem Nachbarheimen sorgfältig umzugehen. Brunos begütigende Worte fielen aber nicht auf guten Boden, auch mußte er immer lauter reden, weil von unten her mit Gedröhn Torli-Migis Kippwagen bergauf kam.

Mit der Genauigkeit eines Uhrmachers steuerte Torli-Migi seinen Lastwagen rückwärts bis einige Meter unter den letzten Haufen und rief den Männern vom Schlößlijoch, sie sollen kommen und helfen. Also wendete sich der erzürnte Arnold von der Melchmatt dem Großvater zu und verlangte weiter sein Recht. Der alte Bernhard begleitete die Kraftausdrücke seiner Rede mit dem Bergstock, der andere mit dem Geißelstiel. Keiner kam einen Schritt näher, nur der Gaul trampte gegen die Bergmatte, um vom saftigen Gras zu fressen.

Unterdessen türmte sich ein neuer Haufen Grien in dem Sträßchen auf. Während dem Schaufeln und Schöpfen wollte Torli-Migi erfahren, was der Melchmättler so großmäulig zu lamentieren habe. Vater und Sohn gaben ihm lebhaft Auskunft, der Aeltere etwas heftiger als der Junge. „Wir kennen ihn ja alle. Der hat seinen Grind", sagte der Vater, „da wo er durch will, rennt er mit der Stirn gegen eine Mauer. Das wird noch ein Affentheater absetzen, bis wir den Karrenschlitten umgedreht haben." Bruno meinte: „Wir sollten ihm helfen irgendwie durchzukommen, der gibt nicht nach. Wenn er jetzt nicht rechtbekommt, muß sich seine Familie daheim wie-

der eine Woche dünn machen, bis dem sein Zorn verraucht ist."

Der Lastwagen stand abfahrtbereit, aber Migi sprang nicht auf den Führersitz. „Aha, jetzt merke ich, warum du so friedlich daherredest", höhnte Migi, „du hast Mitleid mit der Familie, das heißt wohl mit der Johanna, mit deiner Johanna! Eh nun, unter diesen Umständen würde ich auch Rücksicht nehmen. Nicht nur das, ich nähme den Gaul auf die Arme und würde ihn über die Grienhaufen hinuntertragen. He Bruno, du bist doch ein starker Mann, den zahmen Klepper kannst du doch gemütlich hierher bringen und im zweiten Gang das Fuder mitnehmen." „Nichts da", rief der Vater dazwischen. „Wir verlieren nur unsere Zeit. Fahr du wieder, Migi. Arnold soll allein versuchen talab zu kommen. Schließlich hat er ja einen gleich guten Weg von der Melchmatt auf die andere Bergseite. Und wer braucht jetzt schon mitten im Sommer Brennholz. Ends der Woche ist dieser Weg wieder frei, das ist noch früh genug."

Mit Kopfschütteln hörte Bruno zu. Ihm kam der Streit verflucht ungelegen. Auch war er wütend auf den Migi, weil er vor dem Vater von „seiner" Johanna geredet hatte. „Fahr du mit deinem Wagen ab", sagte er ärgerlich, „wir können hier schon allein zurecht kommen." „Nein, nein, da weiß ich doch einen andern Rat", begann der Torli-Migi wieder, „wir tragen dem Herrn und Meister auf der Melchmatt die paar Staudenbuscheln hierher, werfen sie auf meinen Kipper, und ich fahre sie ihm vor die gewünschte Haustüre im Dorf. Aber schnell, sonst fangen die beiden da oben noch zu Schwingen an. Schau, der Großvater will schon seine Hemdsärmel aufkrempeln."

Der Vater blieb stehen, grübelte mit seiner Schaufel im Grien. Die beiden Jungen stiegen mit ihrem Friedensvorschlag zum Kampfplatz hinauf. Dort war nicht mehr vom Wegrecht die Rede, sondern von einem alten Streit um den Schlößliwald, von längst vernarbtem, erlittenem Unrecht, von ungerechtem Schiedsgericht und von des Melchmättlers älterem Bruder, der am vielen Aerger erstickt sei.

Dem alten Bernhard war es nicht so ernst mit dem Schimpfen.

Migis Vorschlag fand taube Ohren. „Mit Roß und Wagen will ich hier über den Weg fahren. Jetzt ist genug geredet worden. Macht jetzt Platz!" schrie der Melchmättler und fuchtelte mit der Peitsche herum. Mit einem kurzen Zwick des Bergstockes schlug sie der alte Bernhard mitten entzwei und sagte gelassen: „Laßt ihn fahren. Kommt jetzt zum Znüni hinauf, Migi, du auch, es ist Zeit. Ein Stück Räucherspeck und ein Glas Most tut jetzt dem Magen wohl. Wir können dann von der Wirtsstube aus zuschauen, wie Arnold über

die Höger gondelt", drehte sich um und ging voran.

Um noch einen letzten Friedensversuch zu wagen, trat Bruno auf den vor Wut zitternden und stampfenden Arnold zu und sagte: „Du brauchst keine Hand zu rühren. Wir bringen deine Buscheln ins Dorf. Und geben dir Bericht, wenn das Sträßli wieder fahrbar ist. Schließlich bist ja nachher gut dran, wenn du bis hier einen breiteren und guten Fahrweg hast, und kostet dich keinen Rappen." „Das Recht will ich haben, mein Recht, das ist mir mehr wert als Franken und Rappen", schrie der Melchmättler zurück, „macht jetzt die Durchfahrt frei, sonst bringe ich euch vor Gericht!"

„Du, bei dem ist ein Rädli los", lachte Migi, „ich glaube wir tun besser, wenn wir dem Großvater folgen. Räucherspeck hat er gesagt. Bruno, komm, wir machen Marschhalt." Sie sahen, wie der Vater auch über die Bergmatte hinauf und gegen das Schlößlijoch zu ging. Migi zog den widerstrebenden Bruno kantsam gegen den Tunderstein hin und fort.

Nun lagen also sechs große Haufen Grien in gleichmäßigen Abständen vor des armen Karrengauls Nase und dazu noch Migis Lastwagen, eingeklemmt zwischen Berg und Tobel. Fürwahr „der Ochs am Berg!" Das Schimpfen und Toben, das Fäusteschütteln und Stampfen veränderte die schwierige und auch lächerliche Situation um kein Haar. Je länger der Melchmättler stehen blieb, um so größer wurde die Schar der Zuschauer, die sich an den offenen Fenstern der Wirtsstube zeigten.

Wie wenn seine Schuhe am Boden angewachsen wären, blieb Arnold breitspurig hinter seinem Fuder stehen, starrte auf den Boden, auf das steil abfallende Port, die stotzig aufsteigende Matte. Erst da er seine Geißel schwingen und dem Roß zurufen wollte, merkte er, daß er nur einen abgebrochenen Stumpf in der Hand hielt.

Von weit oben, vom „Gasthaus zum Schlößlijoch" hörte er jauchzen und prositen, das erst brachte Bewegung in seine Glieder. Wenn schon Wut und Zorn seine Sinne durchzitterten. Soviel wurde dem heißblütigen Kopf bewußt, daß er auf diesem schmalen Karrenweg sein Gefährt nicht wenden konnte. Der alte Streiter besann sich auf die Kampfweise seiner ruhmreichen Vorfahren. Er wollte, wie die alten Eidgenossen, nachdem der Feind verschwunden war, auf dem Schlachtfeld bleiben. Wenn die verhaßten Nachbarn sich bei Rauchfleisch und vollem Glas gütlich taten, sollte doch mindestens sein Pferd etwas zwischen die Zähne bekommen. Dazu war ihm das saftige Gras auf Bernhards Port gerade recht. Er ging auf den Gaul zu und begann die Lederriemen am Zaunzeug zu lösen. Ob er mit seinen Schuhen, oder ob das Roß mit seinen Hufen in ein Hornissennest trat, das ließ sich nicht mehr feststellen. Kaum war das Roß von seiner Gebißstange befreit, umsurrten und umschwärmten ein Schwarm Hornissen die beiden Köpfe. Der Bauer versuchte zu fliehen. Der alte Klepper bäumte sich in seiner Angst. Da er nicht vorwärts über den Grienhaufen entweichen konnte, drängte er mit aller Gewalt rückwärts. Der Schlittkufen des Vorderwagens glitt über den Rand des Sträßchens hinaus. Das Fuder neigte sich. Mit Krachen und Aechzen löste sich die Brükke und der Hinterwagen von dem Schlitten und stürzte mit den Stauden ins Tobel bis zu den Tannenstämmen hinab. Der Gaul in seinem Schrecken, von den Hornissen geplagt, nahm einen Sprung nach vorn, zerrte den leeren Schlitten hinter sich nach und nahm mit erstaunlicher Kraft das erste große Hindernis, den mächtigen Grienhaufen in verzweifelter Angst. Bis zum nächsten Hügel vermochte er die Wucht seiner Sprünge zu dämpfen und blieb dort mit eingerammten Hufen zitternd stehen.

Den Männern in der Wirtsstube war dieses gefährliche Ereignis nicht entgangen. Sie sahen, wie sich der Melchmättler beim Tunderstein immer noch gegen die giftigen Schwärmer wehrte. Dann kam die Mutter vom Fenster weg zu Bruno an den Tisch und sagte: „Jetzt ist aber Schluß mit Spaß und Streit. Dem Arnold müßt ihr sofort Hilfe bringen."

Wie der Melchmättler die Wahrheit verdreht.

Die Sommersonne stand hoch über der prächtigen Landschaft. Sie strahlte auf Hügel

und Berge, auf Alpen und Wälder, auf Dorf und Matten, zeichnete kurze Schatten an die Waldränder und neben die Häuser und Ställe, beschien das neubekieste Straßenstück und den alten Karrenweg, der vom Tunderstein unter dem Wald in einer langen Schleife zur Melchmatt hinüberführte. Sie brannte auch auf den Bauern, der mit seinem angeschirrten Roß, ohne Wagen auf den Stall zuging, den Kopf gesenkt und übel gelaunt.

Mutter Veronika sah ihren Mann vom Küchenfenster aus näher kommen, rief ihrer Tochter Barbara, sie solle noch mehr Kartoffeln schälen, der Vater komme zurück. Niemand hatte ihn z'Mittag erwartet, niemand wußte, warum er schon so früh zurück sei und dazu noch mit dem Roß allein.

„Franz", rief Arnold aus der Roßstalltüre seinem jüngsten Sohn, „Franz, bring mir Salmiak, aber ein wenig Hoppla!" Seine Frau war schneller als der Rekrut, rannte mit fliegenden Röcken durch die helle Sonne und traf den Mann am Brunnen, wo er sich die Stirne kühlte. An seinem Handgelenk leuchtete eine hitzige Geschwulst und auf der Stirne eine Beule, wie eine Rose.

„Nein aber auch, wie siehst du aus? Zeig her, was ist dir geschehen?" entsetzte sich die Frau. Arnold nahm ihr ohne ein Wort das Fläschchen aus der Hand und träufelte die beizende, scharfe Flüssigkeit auf seinen Arm und bestrich sich auch die Stirne. „Gib doch acht, laß mich machen, ich habe ein Tüchlein mitgebracht. Wenn dir davon nur ein winziges Tröpflein ins Auge kommt, kannst du mir erblinden." „Geh jetzt, ich komm schon zurecht", sagte er barsch, „geh!" So leicht und geschwind ließ sich Frau Veronika nicht abschütteln. Nach vielen Fragen und Bitten, die ohne Antwort blieben, kehrte sie dann kopfschüttelnd und besorgt über das Hostettli zurück. In der Küche fand sie Bärbeli am Herd und sagte ihm: „Geh du zum Vater hinüber, schau, daß er keine Dummheit macht, er hat Böswetter heimgebracht. Vielleicht bekommst du Bescheid. Ich hol ihm jetzt noch etwas Gutes zum Essen."

Das Roß bäumte sich in seiner Angst.

Ohne besondere Eile, in festem Schritt, ihrer weiblichen Kunst und jungen Kraft gewiß, näherte sich Barbara dem Roßstall. Nach einiger Zeit aber, rannte sie in großen Sprüngen zum Haus hin und rief: „Borwas-

ser, Mutter, schnell, Borwasser!" Dann blieb die Küche leer, bis die Großmutter in ihren Finken dahergeschlichen kam, zu Dampf und Feuer schaute und dann mühselig und gebeugt den Tisch deckte.

Fast gar eine Stunde lang blieb das Essen im Ofenrohr, bis sie den Vater endlich in die Stube brachten und an den Tisch. Das Handgelenk verbunden, über die Stirne einen Umschlag und das rechte Auge geschlossen, saß er an seinem Platz, das Messer in der Faust und stierte auf die Suppenschüssel. Wenn er für einen kurzen Augenblick das zugeklemmte Auge einen Spalt breit öffnete, sahen die erschrockenen Frauen in eine rote Glut.

Ohne ein Wort, mit betrübten, ernsten Gesichtern saßen die Leute um den Tisch, auch ohne Appetit. Johanna kam von den Matten zurück, fand diese düstere Gesellschaft und den Vater mit seinen Verbänden und wollte wissen, was für ein Unglück geschehen sei. Sie habe noch das Heu unter dem hinteren Schlößliwald gezettet und sich dabei verspätet. Das sei wohl nicht so schlimm, daß man ihr dessentwegen alles verheimlichen wolle. Sie füllte ihren Teller mit Suppe, strich sich die Haare aus der Stirne und sagte unbekümmert: „So redet doch! Habt ihr denn alle die Sprache verloren?" Mit dem Ellbogen gab ihr die Großmutter einen Stupf und flüsterte: „Wir wissen es auch nicht, sei doch still."

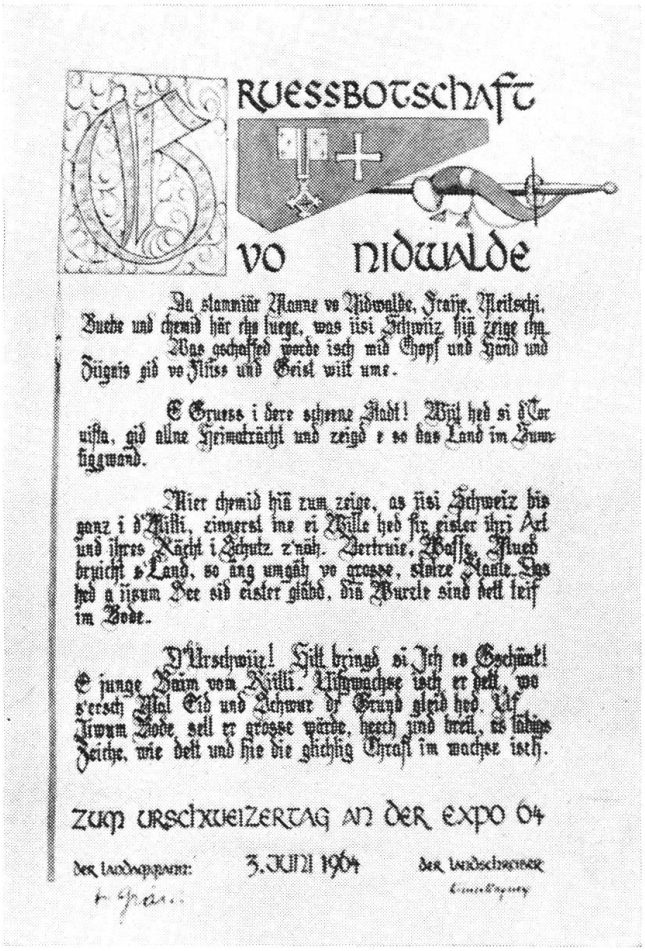
Johanna, in ihrer frischen, ehrlichen Art gab sich mit diesem Bescheid nicht zufrieden. Ohne zimperliche Rücksicht stellte sie ihre Fragen und ließ dem Vater keine Ruhe bis er endlich Antwort gab und in stockenden, von langen Pausen durchlöcherten Sätzen zu berichten begann: „Der ganze Verein da drüben im Schlößlijoch, das wißt ihr schon lang, das ist eine gottverfluchte Saubande, eine gemeine hinterhältige Hundsware. Und der abgefeimteste und miserabelste von allen ist der junge, der Bruno. Der hat mich noch ausgelacht und verhöhnt zu allem. Daß der alte Bernhard ein durchtriebener Fuchs, ein bösartiger, grundschlechter Rechtsbrecher ist, das wissen wir von früher her. Der junge Bernhard ist nicht besser. Aber siebenmal gemeiner, boshafter und durchtriebener ist der Junge."

Niemand wagte eine Wiederrede. Kein Kopf erhob sich. Nur in Johannas Gesicht stieg eine glühende Röte. Mit erzwungener Beherrschung lockte sie den weiteren Bericht aus dem Munde des zornigen Vaters. „Wenn ich nicht anständig und freundlich gefragt hätte, ja dann hätte ich ihre Wut begreifen können. Ich bin mit meinem Fuder Stauden beim Tunderstein in ihr Sträßli eingefahren — seitdem der verrückte Architekt ob dem Schlößlijoch sein Haus gebaut hat, sind sie ja alle vom Hochmut aufgeblasen wie Fesselballone — da haben sie jetzt etwa 20 Kubikmeter Grien an großen Haufen. Jeder Weg ist versperrt. Ich wäre ja heute nicht mit den Stauden ins Dorf gefahren, wenn nicht Waisenrat gewesen wäre. Ich gehe doch nicht zu der Sitzung, ohne etwas zu verdienen. Also ich frage, ob ich da wohl durchfahren dürfe. Zuerst hat mir der Alte mit dem Bergstock auf den Hut geschlagen, dann der junge Bernhard mit der Schaufel eins überziehen wollen. Zuletzt hat der ganz junge, der Bruno, mein Roß und den Schlitten über das Port hinausgestossen. Die Buscheln sind den Hang ab ins Tobel, der Karren ist in den Stämmen hängen geblieben. Ich mußte schauen, daß mein Roß nicht kaputt geht. Es ist im Geschirr und im gebrochenen Landli gelegen, hat gezittert und gescharrt. Meint ihr, es sei einer von den Dreien, nein von den Vieren, der Torli-Migi war auch dabei, es sei einem in den Sinn gekommen zu helfen, das Roß auf die Beine zu bringen. Gelacht haben sie und Schweinsbraten gefuttert. 'Prosit Noldi', hat Bruno gerufen und sein Maul aufgerissen, daß ihm beim Lachen ganze Portionen zwischen den Zähnen hinausgerutscht sind. Bei denen da drüben ist lichtscheues Gesindel, Strolche und Vaganten, aller Sorten Schädlinge und Ungeziefer jahraus, jahrein zuhause. Sobald mein Roß wieder Boden unter den Füßen gehabt hat, ist es in ein Hornissennest gestanden. Die sind über mich und den Gaul gekommen, wie die Russen. Das Gift kann den Gaul noch umbringen, wer weiß. Und mich kann es ein Auge kosten und den halben Verstand. Schmerzen, Wut und Aerger drücken mich unter den Boden. Dann mögen die vom Schlößlijoch erst recht lachen."

„Und wo sind jetzt der Karrenschlitten und die Buscheln?“ fragte Franz, der während diesem Stottern und Schimpfen seine Fingernägel immer tiefer in die Handballen hineingedrückt hat und seine Faust auf den Schiefertisch sausen ließ.

„Die Buscheln habe ich auf meinem Weg aufgeschichtet, soweit sie nicht im Tobel liegen. Der Schlitten steht jetzt daneben und etwas vom Radwagen. Dem Pferd durfte ich das Einspannen nicht mehr zumuten. Der gute Gaul ist vor Schreck und Hornissengift nervös und zapplig.“ „Und jetzt“, fragte die Mutter, „was soll nun geschehen?“ Aechzend stand der so übel zugerichtete Mann auf, griff sich an das zuckende Auge, machte ein paar Schritte auf die Kammertüre zu und sagte: „Ueberlüpft habe ich mich auch noch. Ich muß jetzt liegen. — Macht doch was ihr wollt.“ Dann verschwand er hinter der Türe. Johanna und die Mutter gingen ihm nach. — Endlich war er soweit, daß sie ihm nahekommen, ihn pflegen durften.

Mit ihrem Teller und Besteck humpelte die Großmutter der Küche zu. Mit roten Köpfen und wilden Haaren redeten Barbara und Franz über das erlittene Unrecht und schmiedeten Rachepläne. Haus anzünden, Bomben legen, Fallen stellen, waren nur drei von den vielen Arten, die sie für die bodenlos schlechten Nachbarn und die nächste Nacht in die engere Wahl aufnahmen. Später holten sie den Stier mit Joch und Geschirr und brachten das zerbrochene Gefährt und die übriggebliebenen Holzbuscheln zurück.



Diese Urkunde wurde am Urschweizertag an der Expo als Nidwaldner-Gruß verlesen. Auf Pergament gezeichnet und koloriert von G. Christen, Wolfenschießen.

Foto J. Brühwiler

Ein Schluck Bätziwasser als Anzahlung.

Wer aber den beiden Hitzköpfen zugetraut hätte, sie würden in der Nacht gegen das Schlößlijoch hinüber und dem Wald nach zum hellerleuchteten Gasthaus hinauf schleichen, der hätte am Weg lauernd, eine Ueberraschung erleben können.

Kein Mond stand am Himmel. Nur das Flunkern und das fahle Licht der Sterne erhellte die Nacht. Nach dem heißen Tag kam ein kühler Wind von den Bergen her und spielte leise in Blatt und Gras. — Grillen wetzten, da und dort rief ein Käuzchen aus dem Wald. Ein Dachs, ein Fuchs, eine Katze huschten über den Weg. — Mit lautlosen Schritten, ohne Eile und Furcht kam eine Gestalt daher, ein schlankgewachsenes Mädchen, ein dunkles Kopftuch um die Haare gebunden, bog beim Tunderstein in den alten Pilgerweg ein und stieg gegen das Gasthaus zum Schlößlijoch hinan. Dort wo die Matten breiter werden und ebener, das Licht aus den Fenstern auf das Gras fiel, verließ die Gestalt den Pfad, suchte im Schatten zu bleiben und ungesehen dem Haus näher zu kommen.

Die Umrisse der vielen Gebäude hoben sich vom fahlen Himmelslicht ab, das breite hochgeschwungene Dach des Hauses, der lange

Giebel der Scheune, der schmalaufsteigende First der Pferdestallung, die Holzhütte mit dem breiten Tenn. Ueberallhin fielen grelle Strahlen aus den Fenstern des Gasthofes. In der Mitte der weiten Hostatt rauschte der Brunnen.

Johanna kam langsam auf diese Wohnstatt zu, blieb stehen, lauschte in die Nacht. Vernahm das Reden aus den weitoffenen Fenstern, hörte das Muhen und Drängen der Kühe, ein Grunzen aus dem Schweinestall. Geräusche und Laute, die dem Bauernmädchen von ruhigen Nächten her vertraut sind. Zwischen Stall und Gerätehaus konnte Johanna im Dunkel auf den Hof gelangen. Neben einem Holzstoß blieb sie, in die Ecke gedrückt, stehen. Der Abendwind trug die Schläge der Kirchenuhr herauf. Das Mädchen zählte die Stunde.

Ohne sich von der Stelle zu rühren, wartete Johanna. Kaum erlosch das Licht eines hellen Fensters, blitzte andernorts eine Helle auf. Schritte auf Bohlen und Stiegen hallten herüber. Gäste verließen auf der andern Hausstätte den Gasthof, trampten die Steinstiege hinunter. Ihr Reden und das Knirschen der Schuhe kam deutlich zu ihm hin.

Wieder schlug die ferne Turmuhr im Tal die Stunde. Nun öffnete sich eine Kellertüre. Gemächlich stieg ein kleiner Mann die drei Stufen empor, trat in den Lichtstrahl, stocherte in seiner Pfeife, schaute zu den Sternen hinauf und ging anscheinend zufrieden auf das Tenntor zu. „Verekund! Verekund!“, rief das Mädchen leise aus seinem Versteck, „Verekund, komm zu mir her, da bei der Holzbeige, komm.“ Der alte Mann, auf jahrelanger Wanderschaft an Mißerfolg und Glücksfall gewohnt, erschrack nicht. Ein vorsichtiger Blick in die Runde, ein wenig abbiegen, schon ging er in seinem halb hinkenden Schritt auf die Stimme zu.

„Verekund, du kennst mich. Ich bin die Johanna von der Melchmatt. Du sollst mir einen Dienst tun, diese Nacht noch.“ „Ei, ei, der Verekund ist für ein Späßchen immer aufgelegt“, grunzte er zufrieden, „was schaut dabei heraus?“ Das Mädchen drückte ihm ein Fläschchen in die Hand. „Nicht so laut, es darf uns niemand hören. Das ist für dich. Gutgebranntes Bätziwasser, und jetzt hör gut zu. Ich habe mit Bruno hier zu reden. Hol mir den Bruno, ohne daß es jemand hört und weiß.“

Der Mann kratzte laut an seinem bärtigen Kinn, würgte an dem Zapfen und schnupperte an der Flasche. „Au, fein, erstklassig! Ich nehme einen Schluck als Anzahlung, Hansi, gelt, du gönnst mir einen Schluck. Aber Bruno, der ist weg. Der ist schon lange auf dem Ohr. Wenn du mit mir zur Kellerstiege kommst, dann hörst du ihn schnarchen. Es kann aber auch sein, das Schnarchen ist vom Großvater. Aber im Schlaf ist der Bruno ganz gewiß.“ „Verekund, ich kann warten“, flüsterte das Mädchen wieder, „du hast schon manchen Streich ausgeheckt, du wirst auch jetzt einen verschwiegenen Gang ausführen. Du kommst auch wieder auf die Melchmatt, wird nicht gar lange dauern, dann wirst du deinen Lohn doppelt bekommen. Jetzt zeig dich als Pfiffikus, beweise, was du kannst. Ich warte bis er kommt.“

Wie eine Brissago streckte er seinen mageren Finger gegen das Licht und meinte stolz: „Der Verekund, der hat noch nie einen Freund im Stich gelassen. Hansi, das sag ich dir, für Liebesleut, da ist mir kein Weg zu weit und keine Stiege zu hoch. Du bekommst deinen Jüngling von mir serviert, ohne daß eine Maus auch nur das Schwänzchen einziehen muß. Vielleicht mußt lange warten. Das ist ein verwegenes Unternehmen. Frau Dorothee hat einen dünnschaligen Schlaf, und die obere Stiege kracht wie ein vertrocknetes Wagenrad. Ich geh jetzt. Vielleicht hast du Glück.“ Der alte Mann ging vorsichtig zum Tenn hinüber. Johanna hörte, wie er dort seine Schuhe auszog und einen um den andern aufs Holz stellte. Dann sah sie die Gestalt auf die Kellertüre zugehen, ohne auch nur das leiseste Geräusch zu hören.

Noch zweimal kam der Klang der Kirchturmschläge vom Tal herauf, dann löste sich ein Schatten von der Mauer des hohen Hauses. Bruno kam in Hemd Hosen auf den Brunnen zu und geradengangs, ohne einen Laut, zu der dunkeln Ecke neben dem Holz.

Noch befangen von Schlaf und Traum trat er herzu, bis er das Gesicht, vom dunkeln Tuch umrahmt, erkennen konnte, dann sagte er leise und erstaunt: „Johanna, du da?

Was willst du hier und in dieser Nacht?" Das Mädchen würgt an den Worten, die es seit so vielen Stunden überdacht und ausgeheckt hat. Einen einzigen kurzen Satz wollte es ihm ins Gesicht schleudern und nun ist ihm die Kehle wie zugeschnürt. „Ich will dir nur sagen, Bruno, jetzt ist alles ..." schon hält es inne, versucht neu zu beginnen; „Du hast meinen Vater auf eine miserable Art traktiert und verhöhnt, jetzt ist in mir alles zerschlagen, für immer zerstört ..." — „Red nicht so laut, Johanna", sagt er leise, neigt seinen Kopf zu ihr, will mit den Händen nach ihren Armen greifen, „hier sind überall Leute, komm wir gehen zu den Bäumen hinüber." Johanna weicht ihm aus, drückt sich in die Ecke hinein. „Laß mich, rühr mich nicht an!"

„Was hast du denn, sag doch, was ist denn geschehen? — Aber komm hier weg. Du weißt ja, bei uns sind immer Gäste, auch im Heu und in der Streue", flüstert Bruno und zieht das Mädchen mit Gewalt vom Holz und der Mauer weg. „Ja, Strolche, Vaganten und Ungeziefer, hat der Vater gesagt, und hat recht", schimpft Johanna, geht aber doch mit ihm in die Matte hinaus. Der junge Mann, die Hände in den Hosentaschen vergraben, vom unterbrochenen Schlaf noch wirr im Kopf, weiß nicht, was er mit seinem lieben Mädchen reden soll. Er begreift noch immer nicht, warum Johanna mitten in der Nacht daher kommt. Also geht er mit seinen bloßen Füßen wortlos durch das Gras unter den Sternen hin, außer Hörweite.

Nidwaldner Fahnenschwinger im Umzug am Urschweizertag an der Expo.
Foto J. Brühwiler

Johanna muß ihm folgen, wenn sie ihn nicht plötzlich in der Dunkelheit verlieren will. Hinter seinem Rücken findet sie auch wieder den Mut und die zornigen Worte, die sie nun so viele Stunden für ihn bereit hält: „Was hast du mir alles versprochen und geschworen. Und jetzt muß ich erfahren, was für ein gemeiner und wüster Schläger du bist. Wenn du mich geschlagen hättest, das hätte mir nicht so weh getan, wie das, was du meinem Vater angetan hast. Ich kann dich nur noch hassen und verachten ..."

Nun bleibt aber Bruno stehen, dreht sich um und frägt: „Aber sei doch vernünftig, mein Liebes, erklärt mir doch, sei so gut und sag mir ..." „Was du heute getan hast, das braucht fürwahr keine Erklärung", eifert das Mädchen, „ich bin nur gekommen um dir zu sagen, daß alles aus und vorbei ist", mit vom Weinen erstickter Stimme fährt es fort: „Du hast meinen Vater ausgelacht und so übel zugerichtet. Das ist deine Liebe!" — „Aber hör doch, das ist nicht wahr", protestiert Bruno laut und will Johanna beim Handgelenk fassen, „ich habe deinem Vater nichts zuleid getan."

Geschwind springt das Mädchen zwei Schritte zurück und sagt: „So, du sagst also, mein Vater habe gelogen. Das gehört noch dazu!" Johanna greift in die Tasche. „Die goldene Kette hast du mir geschenkt und das kleine Kreuz, das Seidentuch, hier nimm alles. Nimm es vom Boden auf, in den du mein Herz hinein gestampft hast." Laut schluchzend und weinend wirft es den Schmuck, in das

Kopftuch eingewickelt, vor ihn hin, dreht sich um und rennt in die Nacht hinein. Bruno ihm nach, verliert es aus dem Blick, kann vor Schnaufen und Rennen die enteilenden Schritte nicht mehr hören. Bleibt stehen und lauscht, hält den Atem an. Der Bach im Tobel rauscht. Der Wind summt leise. Von irgendwo hört er aus der Finsternis ein Jammern. Und wie wenn sich viele böse Geister hier am Joch versammeln wollten, sieht er da eine huschende Gestalt, dort einen schemenhaften Schatten. Welchem soll er nacheilen, wohin sich wenden?

Vom Sockenflicken und von einem weitgereisten Mann.

Viele Gebäude standen um den Brunnen in der Hostatt auf Schlößlijoch. Vor Jahren und Jahrhunderten war das wohl ein weitum bekannter Hof gewesen. Fremde Rosse kamen hier zur Tränke. Schwere Fuhrwerke und leichte Chaisen von überall her wurden hier eingefahren. Die Reisenden und Pilger erlabten und stärkten sich in der Gaststube, die gegen den Weg zu die ganze Hausbreite einnahm, neun Fenster breit. Im Roßstall war Platz für zwanzig Pferde. Und Giebel und Dächer gab es genug, um Lasten und Leute im Schatten und am Schärmen unterzubringen. Damals konnten all die Bauten gut instand gehalten werden. Dann wurde die Eisenbahn gebaut. Sie brachte die Leute schneller und bequemer zum berühmten Heiligtum und die Frachten billiger ins abgelegene Tal. Auch die breite Straße, die dann um den Bergrücken herum angelegt wurde, zog den Strom des Verkehrs an sich. Auf Schlößlijoch wurde es einsam und still. Das Bauerngut bildete nahezu die einzige Einnahmequelle. Mit diesem Ertrag allein konnten aber nicht alle Unterhaltskosten für die mächtigen Gebäude bestritten werden. Von den vielen Pilgern kamen nur noch jene, die zufuß gehen wollten, oder die kein Auto und kein Geld für die Reise zur Verfügung hatten. Jeder harte Winter setzte der Straße zu und jedes schwere Gewitter schwemmte die Steine weg. Ein langer Regensommer brachte auch noch einen Erdrutsch in Gang. Seitdem war aus der alten Fahrstraße ein holpriger Karrenweg geworden. Viel hat sich in den Jahrzehnten auf Schlößlijoch verändert, nur die gute alte Art der Gastfreundschaft ist die gleiche geblieben.

Der arme Mann, die frierende Frau, fanden immer Speise und Trank, ein Lager und gute Worte. Des alten Bernhards Frau hatte das von ihrer Schwiegermutter übernommen und ihrer Schwiegertochter Dorothee weitergegeben. Wenn sie schon oft die Wohltaten mit einem knurrenden Magen ausgleichen mußten. Auch wenn die schwere Arbeit ihnen bis in die Nacht keine Ruhe ließ, fanden sie doch noch Zeit, einem Bettler die Socken zu stopfen, einen Rock zu flicken, oder einen Bändel an seine Hosenstösse zu nähen. Und an der langen Wäscheleine hing gar oft das einzige Hemd eines armen Mannes, der bis zum Trocknen im Heu wartete. All dies war auf Schlößlijoch alle Zeit so gehandhabt worden. Wenn die Jungen zuschauten, wie die großen Kartoffeln aus der Schüssel in den Teller des Bettlers wanderten und noch ein Stück Speck dazu und sie mit hungerigen Mäulern und fragenden Augen den Grund erfahren wollten, dann kam die Antwort aus der Botschaft des Erlösers: „Die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden.“ Und dazu gehörte auch immer ein liebes Wort und die Verheißung, daß damit dem lieben Gott die Ehre angetan wird.

Es war nicht immer leicht für die Leute auf Schlößlijoch, von ihrem schönen Aussichtsort auf die Straße und die Bahn hinunterzuschauen und zu gewahren, wie dort der Strom des Verkehrs immer mehr zunahm, die Autos und die Züge immer enger aufeinander folgten und zugleich zu spüren, wie der Zulauf zu ihnen hinauf immer spärlicher wurde. Eine volle Wirtsstube und besetzte Fremdenzimmer, das waren seltene Ereignisse geworden. Wenn sich auch die Verhältnisse arg zu ihren Ungunsten verändert hatten, an ihrer Art die Gastfreundschaft zu pflegen, änderten sie nichts. Und wohl gerade darum kam immer wieder zur rechten Stunde von irgendwo her die notwendige Hilfe.

Vor Jahren war ein Architekt aus der Stadt einige Tage im Gasthaus auf Schlößlijoch geblieben. Ein kluger, weitgereister

Mann, der in Großstädten gewaltige Bauten entworfen und ausgeführt hat und der zum Zeitvertreib dem schweizerischen Burgenverein Untersuchungen an Ruinen und alten Gemäuern durchführte. Er war jeden Tag die Sonnenhalde hinauf und dann durch den Wald auf die Kuppe gestiegen, um dort die Fundamente des längst verfallenen „Schlößli" auszumessen und aufzuzeichnen.

Dieser Architekt hat der Post und dem Telefon in den wenigen Tagen mehr zu tun verschafft, als die ganze Familie in einem Monat. Kam er abends zurück, lagen schon Expreßbriefe und Postsachen ganz dick neben seinem Teller. Keine Mahlzeit blieb er ungestört. Es geschah auch, daß man ihn spät abends aus dem Bett ans Telefon rufen mußte. Er hat oft gegruchset und geseufzt und zur Mutter Dorothee gesagt: „Ach könnte ich doch einmal so ein ruhiges Leben führen, wie ihr es hier habt. Hier in Stille und guter Luft den Plänen nachsinnen, Zeit haben und ein neues Werk bis auf den Grund durchdenken."

Seitdem kam er jedes Jahr einen Tag oder zwei zum Ausschlafen. Einmal traf es sich, daß des jungen Bernhards Bruder, Albert, von einer großen Reise zurück, eben auch zum Ausruhen im alten Gasthof Aufenthalt genommen hat. Beide kamen am Vormittag so gegen halb elf Uhr aus den Federn zum Frühstück in die Gaststube, begannen zu plaudern, zu reden, zu diskutieren, blieben bis zum Mittagessen sitzen und gingen dann, anstelle des Mittagsschläfchens auf einen Spaziergang in den Wald.

So interessante Gespräche, wie diese beiden Männer geführt haben, sind den Schlößlijoch-Kühen auf der Weid vorher nie zu Ohren gekommen. Albert, der Universitäts-Professor, der als Rechtsberater in ferne Länder berufen wurde, der als Spezialist für Staatsrecht an Weltkongressen Vorträge hielt und Gutachten für neue Staatsverfassungen ausarbeitete. Und Architekt Ulrich, dem die großen Aufträge für grandiose Bauten wie Tauben auf den Zeichnungstisch geflogen kamen. Sie waren beide zum Schlafen gekommen und saßen bis in die späte Nacht bei rotem Wein und einem überfüllten Aschenbecher beisammen.

Zwischen Gläser und Tassen legte er eine Zeichnung auf den Tisch.

Dieser Herr Ulrich stieg an einem heißen Julitag vor zwei Jahren den alten Pilgerweg hinan, kam in die Wirtsstube, bestellte ein Essen für acht Personen und lud dazu die ganze Familie ein, vom Großvater bis zu Monika, der jüngsten Tochter des jungen Bernhard, die dazumal gerade als Köchin ausgebildet wurde. Beim schwarzen Kaffee legte er zwischen die Gläser, Teller und Tassen eine Zeichnung auf den Tisch, einen Entwurf von einem Haus nach alter Inner-

schweizer Bauart blitzsauber an einen Hügel hingestellt und fragte alle um den Tisch, wie ihnen dieses währschafte Haus gefalle. Er erklärte den Grundriß und die Einteilung im Obergeschoß, die Lage zur Sonne, die Terrasse und den Schattenplatz. Den Frauen entlockte er mit Ausstattung der Küche viele Worte der Bewunderung. Und dann, währenddem alle die Köpfe über den Plänen zusammenstreckten, sagte Herr Ulrich: „So, meine verehrten Herrschaften, bei euch weiß man ja nicht, was wem und wieviel dem andern gehört. Ist der Großvater Meister, oder hat der junge Bernhard den Betrieb schon seinem Sohn Bruno übergeben. Darum habe ich alle an den Tisch gebeten um zu fragen. Wollt ihr mir zu einem guten Preis Land verkaufen, dort oben an der Sonnenhalde, gegen das Schlößli hinauf, ein schönes Stück Land, 1400 Quadratmeter mit Fahrrecht, Wasser und Zufahrt, damit ich dieses Haus in eueren Besitz hinein stellen kann?"

Zuerst hoben sie langsam die Köpfe, staunten in die Luft, betrachteten die erstaunten Gesichter der andern und sagten kein Wort. Der Architekt, an schwierige Verhandlungen gewöhnt, blieb nicht lange im schmunzelnden Genuß dieses Schweigens. Er stand von seinem Stuhl auf und sagte: „Ich will euch zu nichts überreden. Ich lasse euch alle Pläne da. Ueber den Preis könnt ihr mir einen Vorschlag machen. Ich lege mich jetzt für ein paar Stunden aufs Ohr und wünsche euch unterdessen gute Kurzweil."

Kaum war er hinter der Türe verschwunden und seine Tritte auf der Stiege verhallt, gramselte es an dem Tisch in der großen Wirtsstube, wie in einem Wespennest.

Das war der Tag und die Stunde, da auf Schlößlijoch eine neue Zeit heraufdämmerte.

Helle Sonne, dunkle Schatten!

Das Leben der Menschen ist von Geheimnissen umgeben und durchwebt. Junge Menschen wachsen auf, die einen zart und schwächlich, die andern in überschäumender Kraft. Solche, die schwere Steine wie Bratkäsli aufheben, und solche, die eine gewaltige Geistesgabe in sich tragen. Die Starken, sie stürmen in die Jahre hinein und zeichnen schon früh deutliche Spuren ihrer körperlichen oder geistigen Kraft in die Gemeinschaft ein. Staunend stehen die Mitbürger an ihrem Weg, verfolgen mit Bewunderung oder Neid die steile Bahn ihres Aufstieges. Und unvermutet, ohne mahnendes Vorzeichen, greift eine höhere Gewalt in das Rad ihres Lebens ein. Aehnlich wie die Herde junger Pferde, die in den weiten Weiden aufwachsen, sich tummeln, groß und stark werden. Immer wieder fängt der Meister eines von ihnen ein, brennt ihm sein Zeichen ein, das Zeichen des Besitzers.

Albert, des jungen Bernhards Bruder, war als Bauernbub aufgewachsen. Ein Lehrer entdeckt seine besondere Begabung. Er kann studieren, schließt seine Studien mit auffälligen Auszeichnungen ab, reist ins Ausland, wird nach Amerika eingeladen. Seine Erfolge strahlen in die Schweiz zurück. Die Universität beruft ihn auf den Lehrstuhl. Sein Ruhm breitet sich aus. Er wird umworben, reich und in Fachkreisen eine Autorität. Seine Frau wird krank, muß Wochen und Monate in die Kur. Reist zu allen Spezialisten, darf nur nach strengen Vorschriften leben. Ohne Mutterglück und Lebensfreude schwebt sie zwischen Hoffnung und Mutlosigkeit.

Sein Freund Ulrich, der Architekt, kann sich der Ueberfälle von Aufträgen kaum erwehren. In seinem Büro ist er von tüchtigen Mitarbeitern umgeben, in seinem schönen Haus in der Stadt verkehren angesehene Leute der guten Gesellschaft. Seine Frau und die heranwachsende Tochter werden bewundert, seine Pläne und Entwürfe mit ersten Preisen ausgezeichnet. Er baut sich an der Sonnenhalde für die freien Tage ein Haus, das jeden Besucher in Staunen versetzt. Reist in den Ferien nach Afrika, Griechenland und Schweden. Und dann, auf der Heimfahrt von einem Kongreß, auf der Autobahn in Italien, mit Frau und Tochter plaudernd, erreicht ihn das Unglück. Nach wenigen Sekunden des Schreckens folgen die entsetzlichen Stunden des Wartens, das Ringen um das Leben, der Transport in das Spital, die ernsten Gesichter der Aerzte, die ihm den Tod seiner Frau und Tochter schonend, im Dusel betäubender Spritzen mitteilen.

Damals kam er nach langer Abwesenheit wieder einmal in sein Haus an der Sonnenhalde ob dem Schlößlijoch, um Jahre gealtert, müde und ergraut. Der furchtbare Verlust und die lange Leidenszeit haben seine Freude am Schaffen ausgelöscht. In der Stille der friedlichen Landschaft suchte er neue Lebenskraft und den Weg aus seiner zerbrochenen Welt zu finden. Eine freundliche Haushälterin, die ihm seit Jahren gedient hatte, half ihm über die Wochen der Unsicherheit, des Zweifelns und des Haders hinwegzukommen. Ausgedehnte Spaziergänge, Beobachtungen an den Tieren des Waldes und lebhafte Anteilnahme an den Arbeiten auf dem schönen Bauerngut lenkten ihn von seinem steten Grübeln und Sinnen ab.

Noch zweimal ist er in jenem Jahr in die Stadt zurückgefahren, hat sich in den Trubel der Arbeit gestürzt und ist erschöpft wiedergekommen. Dann zog er einen Strich unter sein Lebenswerk. — Wollte für immer in der Stille leben, zurückgezogen von der gehetzten Welt, als ein Mensch in Gottes reicher Natur.

In Schmuck und Tracht auf der Fahrt an die Expo.
Foto J. Brühwiler

In den ersten Wochen und Monaten galt ihm jeder Tag ein Geschenk vom Himmel. Dann kam jener strenge Winter, in dem die Straße zum Dorf hinunter so schwer gelitten hat. Jede Nacht verwehte der Wind den Schnee, füllte den ausgeschöpften Pfad von seinem Haus bis zum Gasthof, türmte Wechten auf, schloß ihn in die vier Wände ein. Das war die Zeit, da er wieder zum Kohlenstift griff und große Bogen Zeichnungspapier aufspannte. Man sah ihn stundenlang in den Gebäuden um den vereisten Brunnen auf Schlößlijoch umherstreichen, mit Schreibblock und Bleistift bewaffnet. Eine innere Unruhe begann ihn zu plagen. Ungeduldig erwartete er den Frühling.

Schon in den ersten Märztagen wurden die Fensterläden und die Gartentüren an seinem Haus fest verschlossen. Er reiste ab. Von Indien kam eine Karte, von Persien ein Brief. Ohne festen Plan durchflog er die Welt.

Im Sommer, da der Torli-Migi seine waghalsigen Fahrten mit dem Kippwagen auf dem Pilgerweg vollführte und der Melchmättler in der verdunkelten Kammer sein entzündetes Auge und die Hornissenstiche tätschelte und pflegte, schrieb Herr Ulrich von England einen Brief. Er komme wohl kaum vor dem Herbst in die Schweiz zurück. Er habe einem Freund sein Haus für die Ferienzeit zur Verfügung gestellt. Dieser werde mit seiner Familie kommen. — Man solle ihm in jeder Weise behilflich sein und ihn als Nachbar so gut aufnehmen, wie er selbst immer verwöhnt worden sei.

Wie ein geduldiger Gepäckträger belohnt wird.

Diese Familie war nicht sehr zahlreich, sie bestand aus drei Personen. Ein nervöser Zahnarzt, eine rundliche Frau, die etwas gebrochen deutsch sprach, und eine Tochter in engen Hosen, erwarteten am Bahnhof mit viel Gebäck den verbeulten Landrover vom

Schlößlijoch. „Mon Dieu“, stöhnte die Dame, da sie von Bruno eingeladen wurde einzusteigen. Sie schnallte zuerst eine Reisetasche ab, und legte sie über die beiden hinteren Sitze. Diese Vorsicht war durchaus am Platze, denn die Farbe der eleganten Hosen ihrer Tochter, die zwischen rosarot und hellorange schimmerte, hätte wohl unter Staub und Oelflecken gelitten.

Endlich war das Gepäck verstaut, die Fahrt konnte beginnen. Die Dorfstraße hinauf, an der Kirche und beim „Ochsen“ vorbei, die Nußbaumallee entlang zügelte Bruno die Kraft seines Motors. Er fuhr so vorsichtig, als ob er mit einer Ladung Eier unterwegs wäre. Beim ersten Anstieg und im Wald ließ er den Motor heftiger dröhnen. Im unteren Kehr wurde sein Nachbar schon zappelig und redete davon, man könnte wohl auch zu Fuß gehen. Ohne Gepäck wäre das doch sicher nicht zuviel verlangt. Er machte sich bereit im Notfall abzuspringen. Die Dame wurde zusehends bleicher. Am rauschenden Bach entlang träufelte sie, soweit dies im Rütteln und Schütteln möglich war, aus einem Fläschchen Tropfen auf ein feines Tüchlein, fuhr sich damit über die Stirne und das Gesicht und schrie überlaut, da der Weg ob dem Wald so nahe der Schlucht und so steil bergan führte. Die Tochter fand das Ganze äußerst romantisch und versäumte nicht, sich über die Aengste ihrer Eltern lustig zu machen.

Im Haus am Sonnenhang standen die Fenster offen. Mutter Dorothee und Monika hatten in den letzten Tagen alle Räume auf Hochglanz poliert, die Betten auf den Vorplatz geschleppt, ausgeklopft und ausgebreitet. Die Täferwände prunkten in schönstem Seidenglanz. In der Küche blitzte und glitzte Nickel und Chrom. Das Haus zeigte bis in jeden Winkel sein Sonntagsgesicht. „Gottseidank“ rief Herr Doktor, sobald er wieder sicheren Boden unter den Füßen verspürte, beschnupperte die Luft, holte tief Atem und spazierte vergnüglich die breite Hausfront ab. Besah sich die Blumen und Sträucher, war entzückt, warf einen Blick auf die Berge und setzte sich in einen bequemen Gartenstuhl. Madame trat sehr freundlich auf Mutter Dorothee zu, gab auch Monika feierlich die Hand und begrüßte sie mit den Worten: „Ach wie nett! Sie sind wohl die Frau, die unser Freund, Herr Ulrich, so über alle Maßen gerühmt und empfohlen hat. Ich bin sehr erfreut. Darf ich Ihnen meine Tochter Lisette vorstellen. Sie hat eben an der Universität ihr Examen gemacht und muß sich jetzt gründlich erholen. Darf ich eintreten?“

Zusammen durchschritten sie eilig alle Räume, von denen jeder mit einem besonderen Ausdruck des Entzückens und der Bewunderung bedacht wurde. Monika ging überallhin hinterher. Schaute belustigt auf Fräulein Lisettes Hosen und Schuhe und fand die Tochter nicht so sehr erschöpft und pflegebedürftig.

Unterdessen war der Zahnarzt mit Bruno in ein Gespräch gekommen. Er fand die Gegend großartig, wundervoll und sehr beruhigend. „Rauchen Sie Cigaretten?“ fragte er, zog aus seiner Rocktasche ein Päckchen heraus, bot ihm eine an. „Nehmen Sie nur alle mit, ich werde hier in dieser köstlichen Luft keine einzige mehr rauchen. Ich schwöre, von heute an keine Cigarette mehr, so wahr ich Hans Jucker heiße.“ Griff aber schnell wieder darnach und rief zu den Fenstern hinauf: „Anita, Anita, du hast doch meine Pfeife und den Tabak mitgenommen. Anita, Anita, bitte sag mir gleich schnell, wo hast du ihn eingepackt.“ Lisettes schlankes Gesicht erschien am Fenster und sagte: „Im hellbraunen Koffer zu unterst, rechts neben den Büchern. Laß mich auspacken, sonst wirfst du alles durcheinander.“

Bruno hatte die vielen Gepäckstücke auf dem Vorplatz in Reih und Glied hingestellt. Dr. Jucker steckte seine Cigaretten wieder ein, suchte den bezeichneten Koffer, kniete auf den Boden und begann hastig an den Schlössern zu zwängen. „Wissen Sie, Bruno, bei den Frauen ist man nie so ganz sicher. Ich will doch zuerst nachschauen.“ In kurzer Zeit lagen auf den Granitplatten Kleider und Hemden, ein Bademantel, Hausschuhe und Cravatten. Doch sein Wühlen hatte Erfolg. „Ach da sind sie ja, tatsächlich, da sind sie“, rief er entzückt, „nehmen Sie die Cigaretten, ich rühre keine mehr an.“ Er wußte schon nicht mehr, daß er das Päckchen wieder eingesteckt hatte. Alsogleich stopfte er umständlich seine Pfeife und ließ die ganze Bagage liegen.

Bruno sah belustigt auf den bunten Wirrwarr, versuchte einiges wieder in den Koffer zu legen. „Lassen Sie nur“, wehrte der Doktor, „das kann ich dann gut die paar Schritte weit auf den Arm nehmen. Es lohnt sich nicht. Wissen Sie, meine Frau, die packt alles so kunstvoll ein. Dazu sind wir Männer nicht geeignet. Ich bin immer für die Trennung der Kompetenzen. Was Frauenarbeit ist, dem bleibe ich fern. Sind Sie verheiratet, nein? Ich rate Ihnen, das ist um des Friedens willen ein sehr kluger und weiser Rat, machen Sie es genau so, schon gleich am Anfang.“ Dann ging er glücklich, den Rauch in die Luft blasend, rings um das ganze Haus.

In der Diele vor dem Kamin verabschiedete sich die Dame plötzlich mit vielem Dank von Frau Dorothee und Monika: „Ich muß mich jetzt etwas hinlegen, entschuldigen Sie bitte, die Reise und die entsetzliche Fahrt haben mich etwas ermüdet. Lisette, bitte begleite die Frauen hinaus und vielen Dank, es ist wirklich reizend, wie sie das Haus für uns hergerichtet haben.“ „Und die Koffern, das Gebäck“ fragte Monika. „Ach ja, nur eine kleine Tasche nehme ich mit, das andere wird dann mein Mann hereinbringen. Lisette, bitte bekümmere dich darum. Auf Wiedersehen, ich muß jetzt etwas Ruhe finden.“ Und schon trippelte sie die Stufen hinauf.

Bei dem geöffneten Koffer stand Bruno und wartete auf weitere Anweisungen, da Mutter und Monika vorbeigingen. „Komm oder bleib, wie du willst, wir sind entlassen“, sagte die Mutter und schritt plaudernd den Weg ab. Bruno schaute sich nach dem Doktor um und sah, wie er über die Matte gegen den Schlößliwald hinauf schlenderte.

Wildheu.
Foto L. von Matt

Da trat die Tochter Lisette zu ihm hin. Mit Kopfschütteln schaute sie auf die Bescherung und meinte: „Da hat uns Papi wieder einen schönen Salat angerichtet. Wenn das Mami sehen würde, für eine kleine Ohnmacht könnte ich nahezu garantieren.“ Sie schaute ihm keck in die Augen. „Sie heißen Bruno, wollen Sie mir helfen?“ „Selbstverständlich“, nickte er, „Ihr Herr Vater ist schon in den Wald.“ Lisette setzte eine ernste Miene auf und meinte: „Wir müssen das organisieren. Mami will jetzt Nerven pflegen, darum müssen unnütze Gänge unterbleiben.“ Mit einigen Griffen und Stössen brachte sie eine Einteilung zustande, zeigte mit dem Finger auf jede Gruppe: „Mami! Für mich! Küche! Eßzimmer!“ — Mit flinken Händen packte sie das Umherliegende ein, lud ihm den aufgequollenen, halboffenen Koffer auf die Arme, nahm eine Tasche mit und ging auf den Fußspitzen hinein.

Wieder auf den Vorplatz zurückkommend rühmte sie seine starken Arme, seine kräftige Statur. Beim dritten Mal sagte sie: „Sie sind ein lieber Kerl Bruno! Ich finde das so umständlich mit dem Sie. Wir jungen Leute, ich bin ja nur wenige Jahre jünger als Sie, und schließlich bleiben wir ja volle sieben Wochen hier, wir können uns doch „Du“ sagen, nicht wahr. Mami wird zwar einen kleinen Anfall bekommen. Vater wird es gewiß gar nicht bemerken. Also einverstanden, Bruno? Ich heiße Lisette!“ Der junge Mann nahm den letzten Koffer auf, lachte und meinte: „Sieht ein bißchen komisch aus, und daheim werden sie staunen, aber nuh, mir ist auch schon Schlimmeres passiert.“ Das Mädchen lachte mit: „Weißt du, Bruno, das hab ich gern. Ich ma-

che nicht gerne lange Umstände. Du gefällst mir, komm gehen wir!“ und mit frohen Gesichtern trugen sie die letzten Stücke hinein.

Ohne Nicken, ohne Gruß vorbei!

Bis zum Sonntag waren die Hornissenstiche und das entzündete Auge des Melchmättlers verheilt. Er trommelte wieder wie früher seine Leute mit lauten ungeduldigen Rufen zusammen, ging allein auf dem Weg zur Kirche voraus. Mit weitausholenden Schritten stampfte er unter dem Schlößliwald dahin, so daß Frau Veronika und die Töchter Mühe hatten nachzukommen. Beim Tunderstein, wo sein Weg in die nun breiter gewordene Straße zum Schlößlijoch einmündet und der Blick zum Gasthaus hinauf frei wird, schaute er starr auf den Boden und wendete den Kopf nie, bis er unter die Waldbäume kam. Seine finstere Miene veränderte sich auch nicht, da er zwischen den Häusern des Dorfes hindurchschritt und vor der Kirchenstiege mit einem Kollegen des Armenrates zusammentraf. Er gab nur kurz Bescheid und folgte bald seinen Leuten die Treppe hinauf. In der Kirche suchte er einen Platz, machte einen Knix, den man nicht gut eine Kniebeugung hätte nennen können, sah Bruno dort knien und ging darauf drei Bänke weiter nach vorne.

Bruno bemerkte dies wohl, wurde vorab aber nicht aus der Andacht gestört. Weil er nämlich ohne jede Andacht zur Frauenseite hinüber schaute, wo Johanna neben ihrer Mutter, just am äußersten Bankrand ihren Platz eingenommen hat. Das letzte Mal hatte er das Mädchen im Sternenlicht gesehen, unter den hohen Bäumen, beleidigt, erzürnt, ohne Beherrschung. Nun kniete sie in der Kirchenbank, ernst, kummervoll und von Trauer umhüllt. Die kastanienbraunen Haare sonntäglich zurechtgemacht. Ein goldener Schimmer lag über diesen Haaren. Der Nakken, sonst so kühn geschwungen war nun gebeugt. Noch nie hatte er das Mädchen so hilflos gesehen, so Hilfe heischend und wehrlos. Drei Jahre waren sie zusammen zur Schule gegangen, hatten sich, mit den andern Kindern vom Berg, im Winter gegen den Biswind gestemmt, den Schnee aus den Haaren, aus den Kleidern gewischt. Waren im Regen unter die Wettertanne gestanden, sich vor dem Schulzeugnis mehr als vor den Blitzen gefürchtet. Hatten Hasen aufgeschreckt und den Rehen nachgejagt. Immer hatte es bei ihm Schutz gesucht, wenn es geplagt oder geschlagen wurde. Dann mußte Bruno auf der andern Bergseite hinunter in die Sekundarschule gehen. Aber die beiden verloren sich nicht aus den Augen. Die Ausbildung, die Rekruten- und Unteroffiziersschule trennte sie. Immer fanden sie sich wieder in der gleichen natürlichen Zuneigung, die sie als Schulkinder verband. Aus dem Schüler wurde ein starker Mann, aus Hansi die aufgeblühte Jungfrau, ein anmutiges, kräftiges Naturkind mit frohem Blick. Für einen guten Dienst, wie für einen lustigen Spaß und Tanz immer bereit. Und nun war das Ungeschick an der Straße mit dem Vater geschehen, der heftige Streit mit ihr mitten in der Nacht.

Der liebe Gott, der in die Köpfe und Herzen sieht, muß mit den Menschen, die sich zur heiligen Feier in der Kirche versammeln, viel Geduld haben. Der eine stützt seine Ellbogen auf und rechnet seinen Heustock aus. Ein anderer denkt an sein krankes Kind. Eine Frau kann ihren Blick nicht von dem hübschen neuen Kleid vor ihr und dem protzigen Halsschmuck trennen. Und da kniet eine Jungfrau, der ein blindwütiger Zorn ihre ganze Hoffnung und den hellen Sonnenschein ausgelöscht hat. Sie möchte ihrem Liebsten das Gesicht zerkratzen und gleich darnach ihn in die Arme nehmen und pflegen. Sie wartet mit aller Sehnsucht auf ein liebes Wort und hält ihm eine bissige, gepfefferte Antwort bereit. Ihr Herz ist voller Leid, weil sie den Zorn und die Liebe nicht bändigen kann, und weil ihre Tage in einen bodenlosen Abgrund versinken. Ihr Wüten wendet sich gegen sie selbst. Mitleid und Trauer spinnen sie ein.

Während der Predigt wirbeln ihre Gedanken wild und widersinnig im Kopf herum. Wohl schaut sie mit weitoffenen Augen zur Kanzel hinauf. Die mächtigen Worte dringen nicht ein. Bruno sieht zwischen zwei Köpfen hindurch das aufgerichtete Gesicht und gehört auch zu den Männern, die, weitab von Gottes Nähe, ihre Gedanken wandern und kreisen lassen.

Nach dem Gottesdienst wartet er unten an der Stiege. Johanna kommt mit der Mutter geradenwegs auf ihn zu, den Blick zu Boden gerichtet. „Grüß Gott miteinand“ sagt er, freundlich wie immer. Johanna greift nach Mutters Arm, wendet den Kopf erschrocken auf die andere Seite, kein Nicken, kein Gruß, steif und unsicher geht sie vorüber. Er sieht, wie sie wortlos zwischen den Männern hindurch schreitet, wie sie sich vor dem Sigristenhaus von der Mutter trennt und dort im Türrahmen verschwindet. Bruno sucht den Vater und gibt ihm Bescheid, er müsse noch für den Doktor Tabak besorgen, er komme dann später zufuß nach, er wisse nicht wann. — Am Sonntag sei es wohl schwierig in einen Laden zu kommen.

Er vertrödelt die Zeit, läßt die Nußbaumallee nicht aus dem Blick. Schließlich geht er auf den Heimweg und wartet im Wald. Vögel singen, Käfer suchen im Zickzack ihren Weg zwischen den Blättern. Die Ameisen sind auch sonntags unermüdlich an ihrer Arbeit. Zwischen den Tannen, deren Wipfel im Winde schwanken, zeigen sich fahrende Gutwetterwolken. Da und dort vermag die Sonne einen Stamm anzuleuchten, einen Strauch zu vergolden. Bruno hat Kurzweil genug. Er kann warten, er will Gewißheit haben.

Diä Balle will und wott si nid la näh.
Foto L. von Matt

Die Kirchenleute sind alle vorbei. Schon steigen Ausflügler den Waldweg hinan. Bruno bleibt auf seinem Auslug, hinter Strauch und Stamm versteckt. Kein Gesicht entgeht ihm, keinen Schritt überhört er. Johannas Schritt würde er aus hunderten erkennen. Er wartet umsonst. Die liebe Gestalt kommt nicht zwischen den Bäumen hervor. Wespen umschwärmen Brunos Kopf. Die Mücken werden bissig. Graues Gewölk zieht vom Westen herauf, Wetterwind schüttelt Aeste und Blätter. Nun geht er heim, mit den Fäusten in den Hosentaschen, mit einer Miene als müßte er Roßnägel kauen.

Bruno, paß auf!

Derweil wird er auf Schlößlijoch sehnsüchtig erwartet. Vorab die Mutter, die das Essen so lange an die Wärme gestellt hat. Dann die Kühe, weil bald Melkenszeit ist. Lisette ist schon dreimal vom Architektenhaus herunter gekommen und hat nach Bruno gefragt. Ihr Vater sei ungeduldig, warte auf den Tabak und Bruno solle ihn auch sofort und schleunigst heraufbringen. Seitdem hat sie einen Liegestuhl an den äußersten Rand des Vorplatzes gestellt und schaut über die Kante ihres Buches alle Augenblicke auf die Straße hinunter. — Und im hinteren Zimmer sitzt Brunos Götti, sein Onkel, Albert, und wartet auf ihn. — Das ist eine Überraschung. Seit dem letzten Winter ist der Götti nie mehr gekommen. Um Ostern kam ein Brief aus der Türkei. Einige Male hat er aus der Stadt telefoniert und gesagt, wie gerne er kommen möchte, aber seine Frau sei wieder krank geworden und die Arbeit und die Vorträge lassen ihm keine freie Stunde. Nun ist er während dem Gottesdienst heraufgekommen, hat zuerst in seinem Zimmer, das seit Jahren jederzeit für ihn bereit ist, herumrumort, dann mit der Familie Wiedersehen gefeiert, tüchtig gegessen, Kaffee und starken Schnaps

getrunken und hat immer wieder nach Bruno gefragt. Sein Götti ist ihm lieb wie ein eigener Sohn. Schon oft hat er ihn zu sich heimgenommen, ist mit ihm auch schon ins Ausland gefahren, hat ihn mit Geld und Büchern versorgt und erzählt ihm gerne von seinen Arbeiten und vom Weltgeschehen. Bruno ist ein guter und verständiger Zuhörer. Was ihm der Götti sagt, bleibt ihm im Gedächtnis haften. Er sinnt bei der Arbeit viel darüber nach und hat beim nächsten Treffen sein Bündel Fragen zur Hand. Lange Zeit haben sie sich nicht gesehen. Die quälenden Gedanken, die Bruno aus dem Wald mitgebracht hat, verfliegen wie Samen im Wind. Er vergißt das Essen, des Doktors Tabak, die Kühe und seine Johanna und setzt sich zum Götti hinter den Tisch.

„Wenn man dich sieht", sagt Onkel Albert, „dann muß man nicht fragen, wie es dir geht. Du strömst eine ganze Ladung Kraft und Gesundheit aus." „Ja, daran fehlt es nicht", meint Bruno trocken, erkundigt sich nach der Tante und ihrem Befinden, und was der Onkel in der Türkei zu suchen hatte. Jedoch ist der Götti diesmal nicht so gesprächig. Vielmehr scheint es, er habe eine Neuigkeit im Hinterhalt, die er nicht sogleich auspacken wolle. Der Onkel bittet seinen Bruder, er solle sich um die Kühe kümmern, er möchte gerne mit Bruno einen kleinen Gang gegen den Wald hinüber tun.

Sie spazieren also gemütlich auf die hohen Bäume zu, setzen sich dort auf die Bank. Und der Onkel beginnt mit wichtiger Miene zu berichten: „Den Weg habt ihr schön gemacht. Ich bin mit dem Auto gut heraufgefahren. Das wird vielleicht für die nächste Zeit von Bedeutung sein. Das war die erste Ueberraschung. Die zweite habe ich in meinem Zimmer gefunden, eine dicke Rolle Papier, an mich adressiert und darin einen Brief von Ulrich. Er ist datiert vom 14. Februar. Der gute Mann hat wahrscheinlich angenommen, ich würde ihn früher in die Hände bekommen. Ich habe den Brief mitgenommen und bin gespannt, was du davon denkst."

Aus seiner Rocktasche zog er einen weißen Bogen, mit Maschine beschrieben und gab ihn Bruno in die Hand. Er las: „Mein lieber Freund Albert."

Just in dem Augenblick rief eine helle Mädchenstimme „Bruno, Brunooo!" Ein Mädchen, in einem hellen großgeblumten Sommerkleid, kam in wilden Sprüngen auf sie zu und rief: „Bruno, du Treuloser, du Erzschelm! Seit elf Uhr suche ich dich, warte ich auf dich. Es ist nicht mehr zum Aushalten!" Wie sie näher kommt, sieht sie den feinen Herrn dabeisitzen, macht einen Knix, entschuldigt sich und sagt: „Ich bin die Lisette von dort drüben. Mein Vater hat seit zehn Uhr keinen Tabak, malträtiert uns mit seiner schlechten Laune. Bruno hast du ihn bekommen?" Wie sie sieht, daß er nach der Tschoppentasche greift, redet sie weiter: „Und dieser Langweiler kommt und kommt nicht vom Dorf zurück und geht noch spazieren. Mein Vater getraut sich nicht mit dem Landrover die gefährliche Straße hinunter zu fahren", erklärt sie dem Onkel, „so sind wir alle von Bruno abhängig, ist das nicht furchtbar?" Lisette greift nach dem Paket, besieht sich die Marke und sagt: „Bruno, du bist ein Goldschatz, das Finanzielle wird Papi in Ordnung bringen", fährt mit ihren schlanken, gepflegten Fingern in Brunos Kraushaar, nickt dem Onkel zu: „Entschuldigen Sie bitte schön, auf Wiedersehen!" Dann springt sie hüpfend davon.

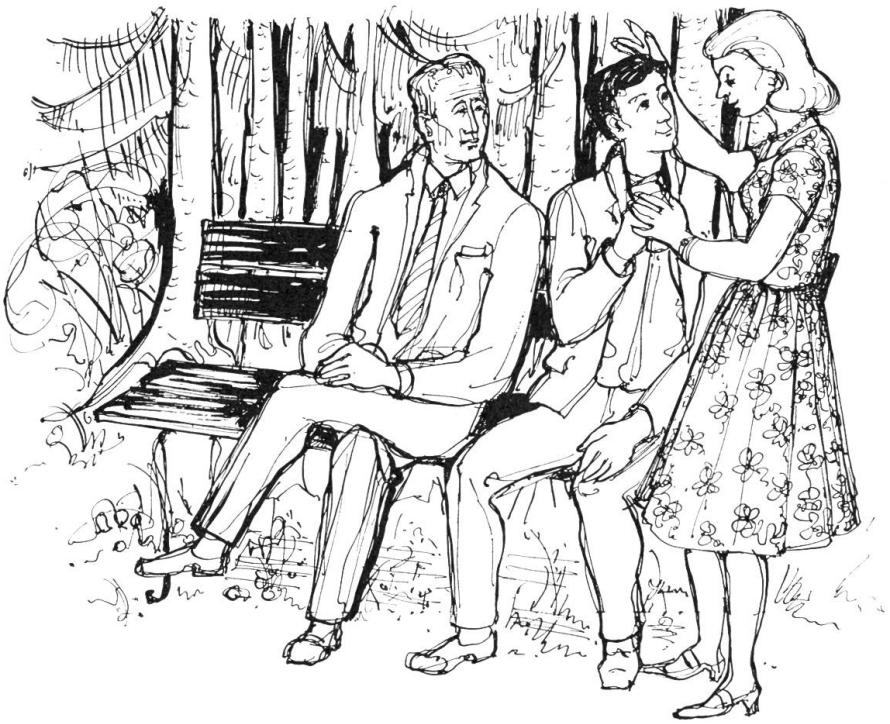
„Bruno, paß auf, die hat Feuer im Leib", sagt der Götti. Der ist schon wieder über den Brief gebeugt und liest. „Mein lieber Freund Albert. Wenn Du diese Rolle in die Hand bekommst, bin ich schon in heißen Ländern. Ich muß Distanz zu meinem Leid gewinnen und versuche dies auf der andern Hälfte unserer Erdkugel zu erreichen. Im Winter habe ich mir über Dein angestammtes Haus und Heimwesen mancherlei Gedanken gemacht. Ist es nicht ein Jammer, wie die Gebäude verfallen, die jedes für sich schön gebaut und zusammen eine so prachtvoll geschlossene Einheit bilden. Ich vermute, daß die Ställe und das Holzhaus von einem guten Meister stammen, vielleicht einmal Klosterbesitz waren. Der Baustil verrät mindestens eine gute Nachahmung Benediktinischer Bauweise. Ich habe nun zur Kurzweil, und um meine leidvollen Tage besser ertragen zu können, während der strengen Winterszeit einen genauen Bestand aufgenommen von dem, was erhal-

ten bleiben soll, und dem was erneuert werden muß. Pläne, Skizzen und Berechnungen, eine Liste des Materialbedarfs mit den heutigen Preisen liegen bei. Es war mir dies eine liebe Arbeit, deren Resultat ich Dir als Freundschaftsgeschenk überreiche mit der leisen Hoffnung, Du werdest diese notwendige Renovation zu getreuen Händen nehmen und Deinem Stammsitz jene Sorgfalt und Hilfe gewähren, die er als selten schönes Baudenkmal verdient. Auch über die kunstgerechte Innenausstattung habe ich Skizzen angefertigt.

Und nun leb wohl. Ich hoffe, geheilt zurückzukehren. Ich wünsche Deiner lieben Frau gründliche Genesung und grüße Dich herzlich

Dein Ulrich."

Bruno fährt sich mit der Hand über die Augen. Beginnt wieder die zweite Hälfte der Seite nochmals zu lesen, faltet den Brief bedächtig und sorgfältig zusammen und gibt ihn dem Onkel wortlos zurück. „Was sagst du dazu?" frägt dieser. „Ein Traum, ein Traum ist das. Viel zu schön um wahrhaftig zu sein", sagt er mit traurigem Kopfnicken. Der Onkel schaut lange von der Seite her zu, was sich auf dem Gesicht des jungen Mannes abzeichnet und wartet bis er wieder mit Reden beginnt, dann hört er ihm ohne zu unterbrechen zu. „Was meinst du, Götti, was ich nur schon um die Dächer Angst hatte, bei jedem schweren Schneefall, bei Sturm. Das heißt, das Holz ist noch gesund, aber dort wo der Regen hinkommt, auf der Wetterseite und bei den Traufen. Ich habe mit dem Großvater gesprochen, mit dem Vater. Die Mutter denkt so wie ich. Aber aus der Landwirtschaft können die Kosten nicht herkommen, und das Gasthaus ist ab dem Weg und darum unrentabel. Ich weiß ja nicht, ob der Großvater oder der Vater noch Geld auf der Seite hat, weiß nur, daß jeder von uns und jeder, der kommt, zu essen hat. Ich frage nicht und schaffe, so viel ich kann, das tun wir alle. Wir haben geflickt, was wir mit eigenen Händen fertig gebracht haben und haben Glück gehabt, daß nie etwas zusammengestürzt ist. Ich habe unser Haus und die Ställe, den Spicher und das Holzhaus oftmals mit andern großen Gehöften verglichen, auch in den Büchern, die du mir geschickt hast. Unser Haus und Hof ist schön. — Der Ulrich hat recht, es ist ein Jammer. Aber mit Jammern allein bekommt man keine Ziegel, keine First-



„Bruno, du bist ein Goldschatz."

balken, keinen Zement. Und damit hört bei uns die Weisheit auf." Bruno hält weiter die Ellbogen auf die Knie gestützt und starrt ins Gras.

Eben will der Onkel mit seinen Ueberlegungen beginnen. Da fährt ein Rauschen in die Kronen der hohen Bäume, schwere Tropfen fallen dicht hernieder, ein brandschwarzes Gewitter kommt über den Berg. Die kurze Strecke bis zum Haus, eilen sie durch den prasselnden Regen.

Vom Übermut und einem nassen Kleid.

Die nächsten Tage trägt Bruno seinen Kopf in einem wilden Geramsel herum. Onkel Albert ist am Sonntag abend noch abgereist, ohne mit den Eltern über Architekt Ulrichs Brief zu sprechen. Er hat nur seinem Götti die Pläne und Zeichnungen gezeigt. Diese Bilder, mit wenigen Strichen effektvoll zu Papier gebracht, die tanzen ihm nun vor den Augen, beim Melken, beim Grasen, beim Füttern und Heuen, überall sieht er Haus und Ställe, den Spicher und den Brunnen, wie sie sein könnten, was sich Neues und Hübsches daraus machen ließe, wenn..., eben wenn man Millionär wäre.

Zu diesen Bildern kamen noch andere spannungsreiche Ereignisse. Fast jeden Tag, meist nicht nur einmal, tauchte Lisette von irgendwo her auf. „Bruno, komm hilf. Mami ist unglücklich. Ein Wasserhahn tropft. Dreimal mußte sie in der Nacht aufstehen. Kann nicht mehr schlafen." Dann wieder ist die Wasserleitung verstopft. Nach einem heißen Tag kommt sie aufgeregt in den Stall: „Bruno, Papi ist außer sich. Er hat entdeckt, die Erdsicherung des Blitzableiters sei weggerissen. Er will nicht mehr im Haus schlafen, komm schau doch bitte nach." Einmal kommt sie in kurzen weißen, dann wieder in hellroten langen Hosen, in einem bunten Röckli oder in einem karierten Pullover. Aber immer mit einem neckischen Spaß in den Mundwinkeln versteckt und mit Augen, die wetterleuchten. Bruno wird zuerst ungeduldig, von jeder Arbeit weggerufen zu werden. Er geht auch nicht gern vor aller Augen mit dem neben ihm einhertänzelnden Mädchen, immer wieder den Weg zum Haus und an der Sonnenhalde hinauf. Monika wird ihn auslachen und die Mutter wird beim Mittagessen wieder die ungemütliche Miene aufsetzen. Er sagt: „Ist doch eigenartig, dein Vater ist ein studierter Herr, deine Mutter ist so fein gebildet und in allen Fächern beschlagen, du machst an der Uni Examen, und wegen jedem Handgriff braucht ihr fremde Hilfe." „Ach Bruno, sei doch nicht so bockig", lacht Lisette, „ist doch nicht so wichtig mit meinem Studium, Mami übertreibt so gern. Und du bist doch keine fremde Hilfe. Wir gehören doch zusammen, wir alle hier oben in dieser abgeschiedenen Welt."

Bald ist es soweit, daß Bruno ungeduldig wird, wenn sie einen Tag nicht kommt, daß er nach ihr Ausschau hält und nachts von ihr träumt. Im Wald frägt sie nach jedem Käfer, interessiert sie jedes Kraut, jeder Strauch. Unvermutet steht sie vor ihn hin und sagt: „Du Bruno, in den zwei Wochen, seit ich hier bin, habe ich schon wacker zugenommen. Rate mal, wie schwer bin ich?" Er wiegt den Kopf und meint: „Du siehst gut aus, hast dich erholt und herausgeputzt." „Sag mir, Bruno, wie schwer bin ich?" „Weiß ich nicht", sagt er zögernd, „weiß bei den Frauenzimmern nicht so Bescheid. Wenn du ein Kalb wärest, dann wüßte ich das ziemlich genau, ein Kilo auf oder ab." Lisette kommt ganz nahe, blitzt ihm in die Augen und lockt: „Lüpf mich doch, Bruno!" Und tatsächlich, er greift ihr unter die Arme und hebt sie empor, so mühelos und leicht als ob sie ein Kind wäre. Sie greift ihm in die Haare und sagt: „Was bist du doch für ein starker Mann, Bruno. Ei, wie mich diese Kraft durchströmt. Schon immer, schon als kleines Kind habe ich mich nach einem Naturmenschen gesehnt, voll Kraft und Sicherheit. Weißt du, bei mir zu Hause, da spricht man nur von Wehweh und Bobo, von Fieber, Blutdruck, Erschöpfung, Mattigkeit. Du bist so unverwüstlich gesund und stark. Herrlich ist das, ein Glück für mich!"

Solche neckische Spiele sind für Bruno eine Neuigkeit und nicht ohne Reiz. Wenn er sich schon den Anschein gibt, er bleibe dabei kühl und wetterfest. Wenn Lisette lachend von ihm wegspringt, ein nettes lustiges Wort zurückruft, dann kann er nicht gut unbeteiligt

seine Arbeit fortsetzen. Er muß ihr nachschauen und stehen bleiben, bis sie aus dem Blickfeld verschwindet, stehen bleiben und sinnen.

Der Sommer ist heiß und trocken. Bruno geht zur Brunnstube hinauf. Man muß mit dem Wasser sparen. Er will nachsehen, ob alles in Ordnung ist. Schlößlijoch und Melchmatt haben die gleiche Quelle gefaßt, er will sich vorsehen, und nicht Gefahr laufen, daß ihm der Melchmättler Vorwürfe machen kann.

Kniet er am Boden, weit oben im Wald bei dem Verteiler, tastet die Röhren ab, sondiert bis auf den Grund. — Huscht plötzlich ein Schatten über die kleine Wasserfläche und streicht ein blumiger Stoff an seinem Kopf vorbei, Lisette. Sie will ihm die Augen zuhalten, und weil es dort naß und sumpfig ist, glitscht sie aus und fällt hin.

Geschwind versucht sie wieder auf die Beine zu kommen. — Eine Sandalette bleibt im Moorboden stecken und schon sucht sie wieder nach einem Halt. Bruno kann sie just noch auffangen, sonst wäre sie ein zweites Mal hingefallen. Er trägt sie auf den trockenen Boden hinüber, holt ihr den dreckigen Schuh. Nun steht sie da, die Hand bis zum Ellbogen braunschwarz von der nassen Erde und das hübsche Kleid mit ähnlichen Flecken geziert. „Was machen wir nun?" frägt sie ratlos und bekümmert ihr Kleid betrachtend. Bruno schaut sie lachend an, aber er weiß keinen Rat.

Bei der Kapelle auf Ennerberg.
Foto L. von Matt

„Was meinst du, kann ich das in diesem Brunnenschacht wegwaschen?" frägt sie. — „Nein nicht hier, das ist Trinkwasser. Das muß sauber bleiben", sagt Bruno mit Entrüstung. „Aber irgendwie muß ich doch diese braune Sauce wegbringen", jammert sie und verzieht ihr Gesichtlein als müßte sie den lieben Gott höchst persönlich um Barmherzigkeit bitten. „Wir können zum Bach hinüber gehen, es ist nicht weit", schlägt Bruno vor.

Lisette stützt sich auf seinen Arm, steckt ihre bemalten Zehen in die dreckige Sandalette und folgt ihm nach. Brombeerstauden und verdorrte Tannäste sind für bloße, zarte Haut kein besonderes Vergnügen, doch schreitet sie ohne Jammern hinterher. Der Bach führt genug Wasser. Zwischen den mächtigen Steinen bilden sich ansehnliche Tümpel. Ei, wie das Wasser kalt ist. Lisette schreitet über Steine und Sand. „Puh, direkt aus dem Eisschrank!" Nun versucht sie ihr Kleid zu waschen, bückt sich, und ist schon patschnaß. „Bruno", ruft sie zu ihm hinauf, „so geht das nicht. Ich muß das Kleid ausziehen. Aber weißt du bei der Hitze, bin ich darunter meist nicht sehr gut bekleidet. Du mußt wegschauen." Er sagt: „Ich geh jetzt heim."

Mit einem Schrei des Entsetzens hält sie ihn zurück: „Nein das darfst du nicht. Du kannst mich doch nicht hier so zurücklassen, wenn jemand käme. Ich muß doch einen Beschützer haben. Aber du darfst nicht hinschauen." Gut, Bruno verspricht es, setzt sich

hinter einen Stein und schaut auf die andere Seite. Er denkt daran, wie er vor dem Melken noch in die Melchmatt hinunter gehen muß, um Bericht zu geben, sie sollen mit dem Wasser sparen. Denkt, daß er sich da oben und mit der Lisette überhaupt in eine ganz merkwürdige Sache eingelassen habe. Das Mädchen will mich langsam um den Finger wickeln, aber es macht das verdammt schlau. Und ich habe noch nie so lustige Kurzweil gehabt. Diese und noch andere Gedanken Brunos werden in kurzen Abständen von Zurufen unterbrochen: „Bruno, bist du noch da." „Du, jetzt ist mir das ganze Kleid ins Wasser gefallen." „Die Flecken sind ohne Seife nicht wegzubringen." „Bruno, ich komme bald, nur noch einmal spühlen." „Meinst du, daß wir das Kleid an der Sonne trocknen können?" „Bist du noch da, warum gibst du keine Antwort?"

Was man mit geschlossenen Augen sehen kann.

Er ist noch da und wartet geduldig noch länger. Dann kommt Lisette aus dem Bachbett herauf, das nasse Kleid hängt zerknittert an ihr. „Du, ich glaube, es ist mir zu eng geworden, ich bringe am Rücken den Reißverschluß nicht zu. Sei so lieb und schau ob ich was eingeklemmt habe." Auch diesen Dienst leistet er ihr und nicht ohne Vergnügen.

Ziemlich nahe, ein kleines Stück weiter unten ist eine Fläche ausgeholzt. Zartes Gras wächst in dieser Lichtung, dort legt sich Lisette in die Sonne. Bruno will nun allsogleich gehen. Erklärt, er müsse noch in die Melchmatt. „Du kannst doch Monika dorthin schicken, bleib doch noch ein paar Minuten da, sei doch nicht so geizig, sei doch einwenig lieb mit mir, Bruno!" Er weiß, daß er gehen will und soll. Weiß, wie verführerisch sie ihn jetzt wieder um den Finger wickelt. Er will nicht und bleibt doch.

Und schließlich liegt der Bauernsohn genau so ausgestreckt im Grase, wie die Inhaberin des nassen Kleides, nur daß er sich nicht jede halbe Stunde umdreht um trocken zu werden. Im Gegenteil, ihm ist eher zu trocken, hauptsächlich in der Kehle. Das Hin- und Herreden, die verfänglichen Fragen, das neckische Spiel und die brütende Sonne besorgen das auf jede Weise.

Die einsame Lichtung im Wald wird wochenlang von keinem Menschen aufgesucht. Hase und Fuchs, Reh und Wiesel huschen und springen darüber hin und fühlen sich hier vor der Flinte und Kugel sicher. Nun kommt es aber im Leben öfters vor, daß zwei verschiedene Menschen zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken haben. Arnold in der Melchmatt gewahrte auch, daß der Strahl aus seinem Brunnenrohr dünner geworden. Auch er dachte, es sei an der Zeit zur Brunnstube hinauf zu gehen und nachzusehen. Weil er aber seit dem Streit an der Straße nicht einen Fuß breit Boden vom Schlößlijoch-Land betreten hatte und auch nicht betreten wollte, schickte er seine Tochter Johanna dort hinauf.

Ein Beerikrättli umgebunden, geht sie still vor sich hinsinnend den schmalen Waldpfad hinan und kommt beim Beerensuchen von ihrem Weg ab.

Der junge Faulenzer hört die Schritte im Wald, das Knacken im Hoz, gibt keine Antwort mehr, um zu lauschen und stellt sich schlafend. Durch einen schmalen Spalt schaut er zum Waldrand hinüber, wo er das Näherkommen vermutet. Einige Zeit verhält sich Lisette still. Bruno sieht Johanna aus den Sträuchern hervortreten, sieht sie erschrocken stehen bleiben und staunen und hört, wie Lisette frägt: „Träumst du, Bruno? Träumst du von mir? Ja, du sollst von mir träumen, Tag und Nacht." Er sieht Johannes Gesicht nur verschwommen. Doch die Haltung des Mädchens verrät ihm den Schmerz und die Trauer, die es bei diesem Anblick erleidet. Im ersten Augenblick will er aufspringen, zu Johanna hingehen und alles erklären. Aber er bleibt liegen. Sie ist ja auch kalt und ohne jeden Gruß an ihm vorbei gegangen. Soll sie jetzt erfahren, wie das wehtut. Und was würde Lisette dazu sagen?

Derweil wird es der lebhaften Tochter neben ihm zu langweilig. Sie streckt ihren Arm zu ihm hin, legt ihm die Hand auf die Brust, zupft ihn am Hemd. „Du schläfst aber tief! Willst du nicht das Träumen auf die Zeit versparen, da ich nicht bei dir bin?" Sie

dreht sich um, kniet neben ihn, kitzelt ihm mit einem Halm die Nase. Bruno ist in dieser Gesichtsgegend besonders empfindlich. Er wehrt sich mit dem ganzen Willen. Dann überwältigt ihn ein gewaltiges Nießen.

Er sitzt auf und wie er die Augen richtig öffnen kann, ist die Gestalt am Waldrand verschwunden. Er lauscht, stößt Lisette von sich weg und horcht. Kein Laut dringt aus dem Wald, kein verdächtiges Knacken. Lisettes Kopf kommt wieder näher. Er spürt ihre Haare an seinem Gesicht. Einen Augenblick zweifelt er, ob er tatsächlich geträumt habe, ob ihm ein guter Engel in dieser Stunde das Bild Johannas gezeigt hat. Er springt auf seine Füße. „Jetzt muß ich aber endgültig und schnell bergab", sagt er schroff, „du kannst hier noch warten bis dein Kleid soweit ist." Lisette breitet den zerknüllten Rock vor ihm aus und sagt: „Er ist so gut wie trocken. Ich komme mit!" Bruno kann ihr nicht davonlaufen, kann nicht verhindern, daß sie ihren Arm in den seinen legt, kann das Plaudern, Reden und Fragen nicht abstellen, wie man einen Wasserhahn zudreht. Aber er gibt nur kurze Antworten. Da sie über die Matte schreiten und schon nahe den Ställen sind, sagt Lisette: „Mein Liebster wird ungemütlich. Seine lustige Laune ist ihm abhanden gekommen. Weißt du, das habe ich gern, wenn du dich vor mir nicht zierst. Wenn du dich gibst, wie du bist. Ehrlich und offen und grad. Und weißt du. Das macht mir nichts aus. Ich bin mich an Launen gewöhnt von Kind auf. Tschau Bruno, und auf Wiedersehen heute abend, ich warte dir!"

Ein alter Wanderer, der immer von Zeit zu Zeit auf dem Schlößlijoch auftaucht, nach Arbeit frägt und dann um die Küche herumlungert, sitzt auf dem Eckstein beim Roßstall und kaut an einem Stück Rauchwurst. Er hat den beiden schon die ganze Zeit, seitdem sie aus dem Wald herausgetreten sind, zugeschaut. Jetzt sagt er zu dem Heimkehrer. „Bruno, die hast du aber übel hergerichtet, so wie die aussieht. Ist mir neu. Kenne dich sonst nicht auf die Art." Bruno greift in die Tasche, gibt ihm von seinem Tabak und meint: „Falsch geraten alter Schlaufuchs, ist nur ins Wasser gefallen und hinkt jetzt. Behüt dich Gott, du Komplimentenmacher!" — Dann schwenkt er zum Kuhstall hinüber und verschwindet im Dunkel.

Er sieht Johannas Gesicht nur verschwommen.

So ein Wespennest soll ausgeräuchert werden.

Ein Gerücht, ein böses Wort, dringt wie Schneewasser in jede Ritze. Noch sind die Ferienwochen der Zahnarzt-Familie nicht verflossen, weiß man im Dorf fast gar in jedem

Haus überaus pikante Geschichten vom Schlößlijoch zu berichten.

Die beiden Stickerinnen, die nahe dem Dorfplatz den ganzen Tag am Fenster sitzen, können vor Entrüstung kaum mehr die Nadel führen. Wenn sie schon für jeden Blick auf die Straße den Hals verrenken und mit geneigtem Kopf über ihren Brillenrand hinaussehen müssen, ihnen entgeht kein Schritt auf dem Platz. Mit einem Mund, der vor Entrüstung aussieht, wie ein verschnurpftes Knopfloch, sagt Adelheid zu ihrer Schwester Emilie: „Es ist doch nicht zu glauben. So eine gute Familie, die Leute auf dem Schlößlijoch und immer treue Kirchgänger. Der Großvater ist ja, da ihm die Frau gestorben ist, mindestens ein Jahr fast jeden Tag auf das Grab gegangen. Und die Frau Dorothee, sie kam doch wirklich aus sehr gutem Haus. Und ist, trotzdem sie in eine Wirtschaft gekommen ist, immer brav und fromm geblieben. Und jetzt ist die Monika, die jüngste diese Woche schon zweimal zum Arzt gekommen. Ganz gewiß hat die Herztropfen holen müssen. Ich weiß nur nicht, ob es den Großvater oder den Vater so getroffen hat. Man kann es doch nicht glauben. Wie oft haben wir die beiden Kinder, die Johanna und den Bruno zusammen gesehen, auf dem Schulweg, auf dem Kirchweg immer und jeder Zeit die beiden. Und nun kommt so eine verrückte Gans aus der Stadt und verdreht dem Burschen den Kopf radikal herum. Aber natürlich, so wie die jungen Dinger heutigentags daherkommen, das muß ja zur Sünde führen.“ Und Emilie, die schon lange versucht hat zu Wort zu kommen meint dazu: „Wir wissen ja, wie sie dannzumal vom Bahnhof her gekommen sind. Ich habe genau gesehen, daß sie helle Hosen trug. Und droben soll sie ja mit ganz kurzen umhergeschwänzelt sein. Der junge Mann ist einfach betört, geradezu verhexet worden.“

Der Wildhüt sitzt beim Metzger in der Stube. Die beiden haben ja beruflich dann und wann Kontakt. Es lohnt sich für den Hüter auch während der Schonzeit einmal eine Stunde hier zu sitzen. Der Freundschaft halber erzählt er ihm, was er am Ringlistock gesehen hat. „Der Junge vom jungen Bernhard auf dem Schlößlijoch, das ist so viel ich weiß beim Eid kein Bergsteiger, und vom Klettern versteht er so viel wie eine Kuh vom Holzfräsen. Aber just am Ringlistock muß er den Edelweiß nachsteigen. Der Name sagt ja schon wie leicht dort hinaufzukommen ist, eine glatte Wand und dann wieder ein Sätzli, wie ein grüner Gurt. Es gemahnt mich wie eine Kommode, an der die Schubladen herausgezogen sind, so stehen die Felsen. Dort hat er sich hinaufgehantelt, ohne an den Abstieg zu denken. Ich habe mit dem Feldstecher jeden Tritt ausgemacht. Ich war jeden Augenblick wartig, ihn abfallen und in der Steinrüfi verbluten zu sehen. Der Melchmättler sagt, das Stadtfräulein habe ihn dort hinaufgetrieben, sie habe ihm mit des Architekten großem Fernrohr nachgeschaut, den ganzen Vormittag. So ein Weibsbild ist ein Luder. Und Bruno ein Esel. War doch sonst bis heute kein dummer Kerl, im Gegenteil, Gemeinderat wäre er geworden, wenn er nicht so weitab vom Dorf wohnen würde.“

Im „Ochsen“ hat der Melchmättler natürlich auch mit Vergnügen erzählt, wie er an einem frühen Vormittag im Schlößliwald dem Holzschlag nachgegangen sei und gesehen habe, wie das Fräulein auf dem Vorplatz beim Haus des Architekten im Liegestuhl gefaulenzt habe, zwei, drei Stunden das große Fernrohr immer nach dem gleichen Punkt hin ausgerichtet und hineingestarrt habe. Er habe gut genug berechnen können, grad über dem Haus oben im Wald, wohin da gezielt werde. Für ihn sei das Rätsel bald gelöst gewesen.

Nun sitzt der Arnold daheim am Tisch in der Melchmatt, ein Glas mit saurem Most vor sich und redet von seinem alten Streit. Alle haben diesen Bericht schon hundert Mal gehört, aber niemand darf ins Bett. Wenn der Vater ins Reden kommt, dann will er alle um sich versammelt haben. Redet vom Gerichtsentscheid, wie sein Vater mit dem alten Bernhard um den Schlößliwaldanteil gestritten haben. „Er hat wohl gemeint, er sei gescheiter als der halbe Kanton und dabei hat er einen Eingabetermin verpaßt, wegen der Grundbuchverordnung. Dem haben wir von der Melchmatt ein Bein gestellt. Schön stramm ist er mit seinem großen Schuh in die Falle hinein gestanden. Und aus dem Schlößliwald haben wir seitdem ein paar hundert Kubik-

Zu nebenstehendem Bild: Der heilige Hieronymus von Albrecht Dürrer.

1521

meter Holz, Bauholz weggeführt. Der Junge, der ganz junge, der Bruno, der ist noch dümmer als der alte. Bildet sich ein, weil er einen studierten Onkel hat, er müsse ein bemaltes Stadtfräulein am Arm durch die Gegend führen. Er soll sie heiraten, in die Stadt ziehen und Gramper werden, dann haben wir hier vor ihm Ruhe und den Frieden."

Mutter Veronika strickt an einem Lismer ohne hinzuhören. Barbara gähnt. Johanna rüstet Gemüse. Franz ist von seiner Arbeit in der Fabrik müde heimgekommen und kämpft mit dem Schlaf. Alle warten auf das Ende der langen Rede. Nun beginnt er von Neuem: „Glaubt der Himmel, warum alles verlottert und zerfällt im Schlößlijoch, wenn der junge Bauer während der strengsten Zeit spazieren geht, einem blumeten Röckli nachrennt. Gletscherwanderung, das ist der neueste Trick, das ist rentabel, damit kann man Zinsen zahlen. Dort auf dem Firn, dort sind sie dann ganz allein. Aber ich behaupte, und das sage ich wo ich will und wenns sein muß, vor der Polizei, was da geschehen ist, seit er die Lisette eingefangen hat, das gehört vor das Gericht, das muß öffentlich verurteilt werden. Dafür werde ich sorgen!"

„Vater, jetzt übertreibst du", wagt seine Frau zu entgegnen. „Was sagst du", schreit er sie an, „ich weiß mehr als du. Und ich sage, er ist ein Lotterbub und gehört ins Loch. „Also gut", sagt die Mutter mit müder Stimme, „aber du brauchst ihm kein Loch zu graben". „Wer wagt es sonst, wer?" fällt er ihr ins Wort, „haben ja alle Angst vor dem studierten Albert, dem berühmten Rechtsgelehrten, wagt sich ja keiner an die Sippe heran. Auf dem Schlößlijoch können sie ja Vaganten, Spione und entlaufene Sträflinge beherbergen ganze Rudel, kräht kein Hahn darnach, wagt sich niemand einmal dort das Wespennest auszuräuchern." „Gut Nacht miteinand", sagt Johanna, steht auf, läßt die Schüssel mit den Kartoffeln stehen und geht. Bevor sie den Türgriff erreicht hat, bannt sie des Vaters „Halt! Was heißt das?"

Johanna bleibt stehen und sagt ruhig: „Ich bin müde, möchte gerne schlafen." Jetzt erst sehen sie, daß Johanna einen roten Kopf hat. „Hast du Fieber?" frägt die Mutter. „Komm her! Was heißt das", schreit der Vater. Johanna kommt zwei Schritte näher und sagt deutlich und laut, ihre Hand, die sie in den Lichtkegel der Lampe streckt, zittert: „Mir ist einmal gesagt worden, mein Vater habe gelogen. Ich habe es nicht geglaubt. Jetzt weiß ich, daß du lügst. Bruno ist kein Verbrecher und die Leute auf dem Schlößlijoch sind gute Menschen. Sie wissen, was die Nächstenliebe ist. Gutnacht!" dreht sich um und geht hinaus. Man hört sie die Stiege hinauf gehen. Jeden Tritt, bis das erste Wort in der Stube fällt. Und nach wenigen Augenblicken sitzt der Vater allein am Tisch.

Wie den Herren vom Gericht gekocht wird.

Blau wölbt sich der Himmel von den weißen Bergen bis ins flache Land. Den Felsen nach tummeln sich lustige Wollenwolken. Eine frische Luft streicht über das junge Gras. Ein herrlicher Tag hat seine ganze Pracht entfaltet.

Vom Architektenhaus, den Weg hinab kommt Lisette sichtlich vergnügt, die Locken hübsch frisiert, die Lippen leuchtend rot, grüne Bluse, hellgrün mit dunkelgrün karierte Farmerhosen mit schwarzen Streifen, grüßt mit winkender Hand Frau Dorothee zu, die in der Wirtsstube die Fenster putzt. Sie hat heute früh die Blumen und Sträucher gepflegt, das Unkraut ausgerissen, die Rosen geschnitten, mit Mami und Papi auf dem Vorplatz das Frühstück eingenommen. Nun scheint sie zu frohen Taten unternehmungslustig zu sein. Sie trällert einen Schlager vor sich her. Geht um das Haus herum, schaut in die Stalltüren, ins Holzhaus, zu den Maschinen und Geräten hinein, steigt die drei Stufen zum Kellertor hinab und verschwindet im Haus. Frau Dorothee schaut ihr, immer wieder von einem andern Fenster aus zu. Sie weiß, Bruno ist heute früh ins Bergheu gegangen, also kann das Fräulein ruhig umherflanieren und nach ihm suchen. Sie geht wieder an ihre Arbeit und richtet die Wirtsstube wie zu einem Fest.

Lisette kommt in die Küche, schnuppert und sagt: „Ei, das riecht aber fein!" Am Rüsttisch sitzt Monika vor Bohnen, Kartoffeln, Rüebli und Blumenkohl. „Was ist denn heute für ein besonderer Tag? Du rüstest da ein Festessen!"

frägt Lisette, beißt in ein Rüebli und setzt sich an den Tisch.

„Wir haben heute Gäste", sagt die junge Köchin, „fünf Herren vom Gericht und ein Regierungsrat. Sie haben einen Augenschein, eine Gerichtssache am Berg und kommen hierher zum Essen." „Soll ich dir helfen", frägt Lisette, Monika lacht, wirft ihm aber gleich sein Rüstmesser zu. Ist erstaunt, wie das Fräulein mit seinen zarten Händen zugreift. „Und, was steht auf dem Speisezettel?" Monika zählt an den Fingern ab, von der Suppe bis zum Dessert, Alpkäs und Südfrüchten, Orangen, Bananen, Mandeln, Nüsse und Pfirsich. — Die Augen unter den hochgeschwungenen Brauen werfen ihre Blicke nach allen Seiten. Lisette mustert die Küche und sagt: „Du, gib mir eine Schürze. Du hast doch nichts dagegen, wenn ich mir einen Spaß erlaube." — Monika meint etwas mißtrauisch: „Kommt darauf an." Wie es aber sieht, wie flink das Fräulein mit dem Messer hantiert, fügt es bei, „wenn was Gutes dabei herauskommt, dann schon." Lisette springt auf. „Du zeig mir dein Gewürz und die Kräuter."

Diä hend anenand gärn.
Foto L. von Matt

Während sie die Vorräte durchmustern, fängt Lisette zu erklären an: „Weißt du, die Herren mit hohen Aemtern, haben ja zu Hause meist nicht gut zu essen. Arztfrauen, Advokatenfrauen und so weiter, die können selten gut kochen. Dabei finden sie heute auch gar keine Haushalthilfe mehr. Also bekommen die Herren Ehemänner Böhndli aus Büchsen, Wienerli aus Büchsen, Aufschnitt vom Vortag und solches Zeug. Aber wenn sie einmal auswärts essen, dann sind sie auf eine feine Platte ganz versessen. Es gibt verschiedene Arten gute Kost: Das ist zum Beispiel: à la Meunière, das heißt nach Rezepten der guten Hausfrau. Dann die sogenannte Kitzelkost, scharf mit indischem Curry. Während dem Essen spürst du ein Feuer im Mund und bekommst doch keinen Durst. Und dann das Essen für den Feinschmecker. Ganz erstklassig, sorgfältig, nach Rezepten berühmter Köche, jedes Gemüse mit speziellem Gewürz, zum Braten Bananenscheiben, Kirschen, Mirabellen, Orangenschnitze. Eine Sauce wie ein Gedicht und eine Suppe wie griechischer Wein mit Schnittlauch. Du hast alles da, du hast hier einen wundervollen Kräuterladen, geradezu ein Reformhaus. Wann kommen die Herren?" „Gegen halb eins, kann aber auch später werden", sagte Monika. Sie hatte Lust zu diesem Abenteuer, wußte aber nicht, ob es zuvor die Mutter fragen sollte. Das grüne Hosenfräulein ließ ihm dazu gar keine Zeit. „Wo steckt der Braten?" frägt sie, „heraus damit." Und nun zeigt Lisette seine Kunst. — Monika huscht hin und her, frägt dies und das, warum, wieviel, wofür? Will alles wissen und genau beobachten. — Zu diesem Sieden und Dampfen, Backen und Braten kommt der alte Verekund herein, steht bescheiden bei der Türe, schaut dem Treiben eine Weile zu und sagt: „Ich bin wieder da, gutes Kind. Hab gestern nichts zunacht gegessen und heute noch kein z'Morgen.

„Bitte die Türe zu, nur jetzt keinen Durchzug", ruft Lisette über eine Pfanne gebeugt. Verekund schließt die Türe. Monika läßt alles liegen, schneidet dem alten Mann ein dikkes Stück Brot, streicht Butter darauf, gibt ihm ein Glas Wein, einen Mocken Käs und sagt: „Da nimm Platz." Zwischen Platten, Besteck und Gemüseschüsseln, macht es ihm ein

Plätzchen frei, stellt ihm einen Stuhl hin und meint: „Die Suppe ist noch nicht so weit, kannst später noch einmal kommen.“ Lisette schaut verwundert zu, wird aber sogleich wieder von der Arbeit gefangen genommen. Verekund füllt vergnügt und gemächlich seinen Magen und läßt seine wässerigen Augen den beiden Mädchen nachspazieren.

Nach einer Weile kommt eine ähnliche Figur herein, jünger zwar, auch in fleckigen, abgetragenen Kleidern, die Haare wachsen ihm in den Nacken. Und mit dem Rasiermesser scheint er nicht speziell befreundet zu sein, hält eine kleine, flache Flasche in der Hand, zeigt, wie sie leer ist und redet: „Holdes Fräulein, du Engel vom Berg, du Engelberg, nein was sag ich, du Bergengel. Ich bin wieder einmal auf dem Weg in eine neue Stelle. Der letzte Meister hat mich ausgebeutet und verhungern lassen. Ich hab immer so ein Pech. Monika, der Weg ist weit und staubig. Es brennt mich im Hals. Du hast doch immer eine kleine Herzstärkung für mich.“ Lachend geht Monika zu ihm hin. „Erzähl mir jetzt nur nicht einen langen Roman, Tobias, wir haben heute nicht so viel Zeit, gib mir dein Fläschchen.“ „Bätziwasser, wenn es Gott's Wille ist“, sagt er, „Erdöpfeler bekomm ich anderswo.“ Ohne Trichter, mit sicherer Hand füllt es ihm seinen Taschenschieber, reicht ihm ein Stück Brot dazu und sagt: „Essen mußt du doch auch, Tobias, kannst gewiß nicht nur vom Geist leben.“ „Ja, mein Bergengel, wenn du so gut bist, dann geh ich lieber erst morgen weiter. Hat keine Eile mit der neuen Stelle, will den Vater fragen ob er mir Arbeit hat. Auh, das riecht fein bei euch. Hast ein Lehrmädchen angestellt, die Neue da?“ „Nur auf Probezeit“, sagt Monika, „ist noch etwas unbeholfen.“ „Die wird gut“, meint Tobias, „das seh ich gleich, die mußt behalten, Kennerblick!“ steckt sein Brot in die Tasche, nimmt einen Schluck, „will nicht länger stören“, und geht.

Nach einer Weile steht Verekund auf, fährt mit dem Handrücken über seinen Schnauz und meint im Hinausgehen: „Du hast etwas von der Suppe gesagt. Wär mir schon recht, so wie das herrlich duftet. Genau wie im Paradies. Danke Gott! Ich warte draußen beim Brunnen.“

Die neue Köchin schneidet mit dem Tranchiermesser sorgfältig genau gleiche Stücke, hält inne und frägt: „Monika, du bist ein kurioses Ding. Wenn so ein Bettler hereinkommt, dann läßt du alles liegen. Das Essen für die Herren ist doch gewiß wichtiger.“ „Die hohen Herren“, so meint Monika, „die haben immer zu essen. Die armen Leute nicht.“

Wieder geht die Türe auf. Keines von beiden hat Zeit hinzuschauen. Die Mutter kommt herein, bleibt verblüfft stehen, sagt erst kein Wort. Sieht wie Monika Mandelschalen aufbricht und die Kerne zerschneidet, Orangen- und Bananenschalen liegen vor ihr. Lisette, mit der Schürze über den grünen Hosen ist über den Holzteller gebeugt, sie hört die Mädchen reden: „Im Winter ist es wohl schrecklich langweilig hier oben?“ „Wir haben immer zu tun. Und manchmal kommen Skifahrer.“ „Und die Bettler, kommen die im Winter auch?“ „Oh ja, wenn es nicht gar zuviel Schnee hat, sie bleiben dann länger.“ „Ich meine nur, das kostet doch Geld. Jeder trägt doch etwas davon, jede Woche, das ganze Jahr, das summiert sich.“ „Wir rechnen nicht nach. Wir haben immer zu essen, zu heizen und haben Glück, wir sind alle gesund und zufrieden.“ „Eigenartige Leute seid ihr. Ich wußte nicht, daß es so etwas gibt. Und wie du mit diesen verlotterten Männern redest, so auf du und du, so freundschaftlich. Hast du denn keinen Stolz?“ „Die Mutter sagt, ein gutes Wort von Herzen, ist den armen Leuten Gold wert.“ Leise geht Frau Dorothee zur Türe hinaus.

Eine Stunde später sitzen die hohen Herren am Tisch in der Wirtsstube, wollen nicht aufhören mit Rühmen, mit Essen und Gouttieren, machen der Wirtin Komplimente, schütteln dem jungen Bernhard die Hand und sind begeistert, versprechen wiederzukommen und diese exquisite Küche allen Freunden zu empfehlen.

Von Blumen und Plänen.

„Bruno! Bruno!“ rief die Mutter aus dem Fenster, „komm schnell ans Telefon!“ In einigen Sätzen überquerte er den Hof, in ein paar Sprüngen war Bruno oben, kam in die

hintere Stube und hörte eben noch, wie die Mutter sprach: „Natürlich, wir haben nicht so viel zu tun. Monika kann melken. Ich gebe dir den Bub", sie streckte ihm den Hörer entgegen. Sofort erkannte er Onkel Alberts Stimme und sagte: „Guten Tag, Götti!" Zuerst blieb er am Apparat stehen. Dann setzte er sich auf die Tischkante. Seine freudige Miene veränderte sich bald, wurde ernst. Die dunkeln, starken Brauen zogen sich zusammen.

Bleich und lächelnd nickte sie ihm zu.

Er gab in kurzen Worten Bescheid und fragte: „Heute noch?" dann war das Gespräch bald beendet.

Ein Griff nach dem Fahrplan, eifriges Suchen und Blättern, Bleistift und ein Stück Papier, dann ging er der Mutter nach. Sie fragte ihn: „Gehst du sogleich?" Er gab Bescheid: „Um zwei Uhr fährt der Zug." Es blieb just noch Zeit für eine kurze Unterredung mit dem Vater, das Kinn mit Seifenschaum einzupinseln, Schuhe auf Hochglanz, Sonntagsgewand, eine Mappe mit Hemd, Nachthemd und Rasierzeug zu füllen und mit mächtigen Schritten den Weg ab zu gehen.

Einige Stunden später stieg Bruno aus dem städtischen Autobus, mit einem in Seidenpapier eingewickelten Blumenstrauß in der Hand, marschierte den Gehsteig entlang, schaute in die Gärten hinein, zu den schönen Häusern hinauf, schwenkte in einen Seitenweg und läutete bald an Onkel Alberts Haustüre.

„Grüetzi Fräulein", grüßte er und hörte: „Boun giorno, signore!" Hinter dem rabenschwarzen Haarwust kam ihm schon der Onkel entgegen, befreite ihn von dem ungeschickt vorgestreckten Blumenstrauß und nahm ihn mit in sein Arbeitszimmer.

Auf dem mächtigen Pult lagen offene Bücher, Notizen, Zeitschriften, stand eine goldene, reichverzierte Uhr. An den Wänden Reihe über Reihe Bücher und ein altes Bild, eine mild und lieb herabblickende Madonna.

„Ich freue mich, daß du sofort gekommen bist", sagte der Onkel, „ich will dir dann nachher den Grund dieser plötzlichen Einladung mitteilen. Wir gehen jetzt zuerst am besten zu meiner Frau hinauf. Später wird sie dich nicht mehr empfangen können."

Fügsam stieg Bruno die Stiege hinauf, trat leise ein, sah seine Tante am Fenster sitzen. Bleich und lächelnd nickte sie ihm zu.

„Schau, meine Liebe, Bruno hat dir Blumen gebracht“, sagte der Onkel und stellte für seinen Neffen einen Stuhl hin. So kamen sie ins Gespräch. Welch ein zierliches Geschöpf war seine Tante, gütig, klug und liebenswürdig. Erkundigte sich nach allen daheim und sagte, sie wäre so gerne wieder einmal ins Schlößlijoch zu Besuch gekommen, aber das Reisen sei ihr zu beschwerlich und wenn sie nur an die Bergfahrt auf dem holperigen Weg denke, werde ihr schon übel. „Ja, Albert hat viel Kummer und Mühsal mit mir. Leider Gottes kann ich es nicht ändern. Ach ich wäre so gerne gesund. Wenn ich dich sehe, Bruno, die strahlende Jugend und Kraft, könnte mir der Neid ankommen. Aber ich will zufrieden sein. Ich habe einen lieben, guten Mann.“ Darin war der Neffe mit ihr absolut einig. Sie plauderten noch ein wenig, er brachte die Grüße von daheim, besonders herzliche von Monika, die über zwei Jahre hier gewesen war. All zu lange durfte der Besuch nicht ausgedehnt werden. Schmächtig lag die feingliederige Hand beim Abschiednehmen in des jungen Mannes kräftiger Faust. „Mach dich gut, Bruno, du bist der Stammhalter“, sagte die Kranke mit eigenartiger Betonung und schaute ihm gütig lächelnd nach.

„Was meinst du, hat sie sich stark verändert“, war die erste besorgte Frage des Onkels. Brunos beruhigende Antwort, beglückte den Onkel. „Wir gehen jetzt gleich zum Essen“, sagte er, „ich habe einen Freund dazu eingeladen, du wirst erstaunt sein.“

Wer saß da hinter dem weißgedeckten Tisch, hinter feingeschliffenen Gläsern und schönen Blumen? Herr Ulrich, der Architekt! Braungebrannt das Gesicht, tiefe Falten in der Stirne, die Haare grau, aber lebhafte, scharfblickende Augen und ein heimliches Schmunzeln in den Mundwinkeln. „Bruno, du kerngesunder, prächtiger Kerl, seh ich dich wieder einmal, das freut mich“, begrüßte er ihn und streckte ihm beide Hände entgegen.

Köstlicher Wein in die Gläser, ein gediegenes Mahl von der Krankenschwester serviert erhöhte das Wohlbehagen. „Weißt du, die Dulcinea, die zerschlägt mir zu viel Geschirr“, lachte der Onkel. Herr Ulrich erzählte von seinen Reisen, erkundigte sich nach seinem Haus an der Sonnenhalde, nach der Gesundheit des alten und des jungen Bernhard. Die Stunde bei Tisch verflog in gemütlichem Reden, und noch immer wußte Bruno nicht, warum er so plötzlich hierherkommen mußte.

Im großen Salon, auf dem langen, schweren Tisch lagen Pläne ausgebreitet und auf dem Kaminsims standen langstielige Schnapsgläser bereit, dort hinein wurde Bruno geleitet. Dort sah er das Haus, den Hof, die Ställe, Dächer und Giebel auf Schlößlijoch in einem neuen Gewand, auf große Bogen aufgezeichnet. „Erschrick nicht, junger Mann“, sagte der Architekt und zündete sich eine dicke schwarze Zigarre an, „das soll in drei Etappen gebaut werden. Zuerst die Renovation des Gasthauses und die notwendigen Reparaturen an den Dächern. Dann, wenn meine Vermutung richtig ist, der Ausbau der leerstehenden Pferdestallungen und der Spicher und erst nach Jahren, alles Uebrige.“ Nein, von Schrecken konnte keine Rede sein. Bruno war im Gegenteil überaus glücklich zu sehen, was aus seinem Schlößlijoch gemacht werden könnte, er war nicht mehr von den schönen Zeichnungen und Plänen wegzubringen. Unterdessen entwickelte Herr Ulrich seine Idee: „Heute ersticken die Menschen in den Städten, die verpestete Luft, das künstlich verbesserte Wasser, das nach Chlor stinkt, die viel zu engen Straßen, der Tag und Nacht nie abbrechende Verkehr macht die Leute krank, ungeduldig, verhetzt. Ich sage dir Bruno, ein Landsitz, wie der auf Schlößlijoch, das ist heute ein zünftiges Kapital. Wir haben dort oben alles, was in den großen Städten und in den Industriegebieten fehlt. In den nächsten Jahren wird der Hunger nach Land noch gieriger. Am liebsten würde ich euch die ganze Liegenschaft, mit Weiden und Wald, abkaufen und das, was ich hier gezeichnet habe, in kurzer Zeit ausbauen. Aber allein die Zeit, bis ich mit dem Großvater, dem Vater und dem Sohn einig bin, diese Zeit steht mir vielleicht nicht mehr zur Verfügung. Und überdies käme ich wahrscheinlich in einen fürchterlichen Streit mit meinem Freund Albert hinein. Das will ich nicht. Aber wenn du, junger Mann, erfährst, daß in deiner Matte ein großer Schatz vergraben ist, dann gehst du mit Pickel und Schaufel hinaus und

fängst an zu graben. So wie ich dich kenne, wirst du nicht warten bis zur nächsten Woche, bis zum Winter oder das andere Jahr. Die Arbeit an diesen Plänen hat mir Freude gemacht, hat mir über eine entsetzlich schwere Zeit hinweggeholfen, sie ist mein Dank für euere Hilfe. Und jetzt trinken wir einen Schnaps."

„Ich danke Euch, lieber Herr Ulrich", sagte Bruno und bot ihm seine Hand, „danke Euch von Herzen. Aber Ihr müßt schon begreifen, daß mir all dies etwas wild im Kopf herumwirbelt. Bis sich dieser Trubel etwas gesetzt hat, wird wohl mindestens eine Nacht vergehen."

Also setzten sich die drei Männer in die bequemen Polsterstühle. Herr Ulrich sprach davon, er komme bald wieder für längere Zeit in sein Haus hinauf. „Und was ich vergessen habe, die Parkplätze für die Automobile müssen dann bald vergrößert werden."

Von Hühnersuppe hat man schon gehört, eine Hühnerblume ist eher seltener.
Foto E. Brunner

Nach gemütlichem Plaudern, aber doch verhältnismäßig früh, verabschiedete sich der Architekt, der Arzt habe ihm strikte verordnet vor zehn Uhr im Bett zu liegen.

Ein sanftes Verhör.

Dann erst erfuhr Bruno, warum ihn der Onkel zu sich gerufen hat. Sie saßen in der Ecke unter der Leselampe. Blauer Rauch

schwebte in den Lichtstrahlen und bildete fortwährend wechselnde Figuren. Mit ruhiger, tiefer Stimme begann der Professor mit seinem Anliegen: „Deine Mutter hat mir in letzter Zeit sehr besorgt und oft telefoniert. Leider konnte ich nicht heraufkommen, wegen dem Zustand meiner Frau und wegen der vielen Arbeit. Die Vorlesungen beginnen wieder und ich muß noch umfangreiche Gutachten auf Termin abschließen. Sie hat mir die Geschichte mit dem Edelweiß berichtet und was sonst die Leute sagen und gesehen haben. Die Tochter des Zahnarztes scheint eine recht interessante Person zu sein.“ Onkel Albert machte eine kleine Pause, schaute aber nicht auf. Bruno schwieg. Dann fuhr er fort: „Ich habe dich immer als intelligenten und besonnenen Mann gekannt. Schon als Bub hast du merkwürdig sorgfältig überlegt und darnach gehandelt. Nun weiß ich aus Erfahrung, ich habe hier an der Universität viel mit Studenten in deinem Alter zu tun, weiß, wie viele durch ungünstige Beziehungen, Freundschaften oder wegen anderen fremden Einwirkungen auf einmal aus der Bahn geworfen werden. Ich möchte dir einen solchen Einbruch in dein Leben nicht gönnen. Du weißt, ich habe dich immer gern gehabt, bin auch durch die Patenschaft näher mit dir verwandt. Also kann ich mir wohl das Recht herausnehmen, mit dir darüber zu sprechen.

Es ist dies vielleicht auch der Grund, warum deine Mutter mich zuhilfe gerufen hat. Deine Mutter ist eine großartige Frau, ich schätze sie sehr hoch, und mein Bruder würde wohl diese Sache mit härteren Händen in Griff nehmen. Ich möchte gerne erfahren, wie du darüber denkst.“ Brunos Cigarre war in seinen Händen erloschen. Er begegnete dem Blick seines Onkels und Freundes mit klarem Auge, aber er schwieg noch immer.

Onkel Albert verlor keineswegs die Geduld. In der gleichen väterlichen Art sprach er weiter: „Am Mittwoch wird die Familie vom Haus auf der Sonnenhalde wegziehen und in die Stadt zurückkommen, also übermorgen. Dann wird dir die Tochter Lisette vermutlich einen Brief schreiben, später noch eine Karte. Und bald wird sie sich einen andern jungen, hübschen, intelligenten Mann suchen, der ihr ähnliche Spannung verschafft. Das liegt in ihrer Art, in ihrem Charakter, ich kenne den Typ. Er kommt verhältnismäßig oft vor, nicht immer in dieser ausgeprägten Form. An und für sich eine recht interessante Persönlichkeit, angriffig, tüchtig, wendig im Gespräch, in Gesellschaften meist beliebt. Ich möchte fast sagen, etwas zu wendig, eher wankelmütig, heute für jenes begeistert, morgen für dieses, und dies jeweils ungeteilt und mit dem vollen Einsatz. In der Ehe sind solche anspruchsvoll und schwer zu zähmen. Ich weiß nicht, ob du dir in dieser Richtung schon Gedanken gemacht hast?“

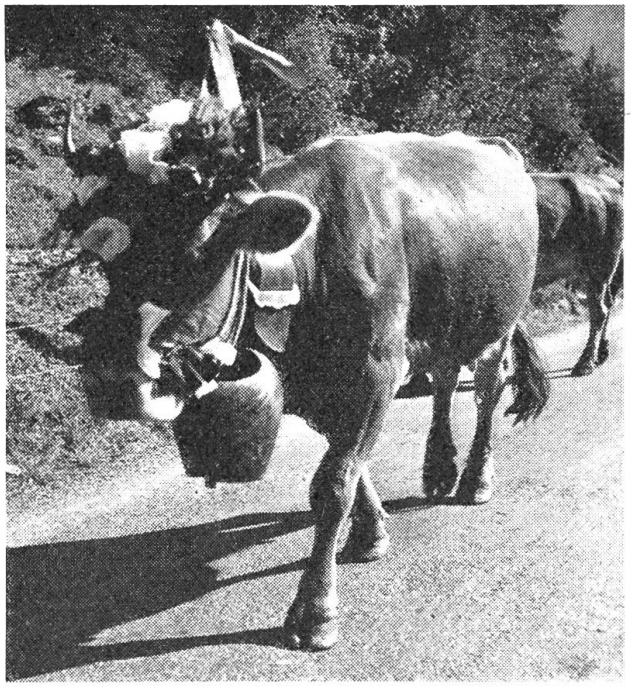
„Lieber Onkel, du machst dir Sorgen umsonst“, fing endlich Bruno zu reden an, „das mit dem Edelweiß, das war Dummheit, eine Kalberei. Ich wußte ja schon von Anfang an, daß ich für Lisette nur eine Kurzweil für ihre Ferienwochen in der abgelegenen Gegend bin. Daran habe ich immer festgehalten. Aber es hat mich interessiert, oder besser und ehrlicher gesagt, es hat mich gefangen genommen, wie sie es anstellt, wie sie ihr Ziel erreichen will. Sie hätte so gern ein gebrochenes Herz auf dem Schlößlijoch zurück gelassen. Ich wollte ihr zeigen, daß sie da auf hartes Holz beißt und bin, weil sie mich beim Mut und bei der Ehre angefaßt hat, wie eine Fliege auf den Leim gegangen. Die Edelweiß auf dem Ringlistock waren nicht so bös zu holen, wie der Wildhüter erzählt. Von unten sieht es immer schlimmer aus. Aber beim Abstieg bin ich doch etwas in die Klemme gekommen und habe mir die ganze Wette besser durch den Kopf gehen lassen. Das war heilsam. Von da an habe ich den Spieß umgedreht. Ich war wieder Meister.“

„Dann also besteht eher die Gefahr für einen Konflikt“, warf der Onkel ein, „Architekt Ulrich ist mit dem Zahnarzt befreundet, es wäre dir vielleicht angenehm, wenn du bis nach der Abreise hier bei mir bleiben könntest.“

Der Sprecher gewahrte wohl, wie Bruno vor diesem Gedanken zurückzuckte, freute sich aber zu sehen, daß er nach wenigen Augenblicken einverstanden war. „Wir haben ja ohnehin noch viel zu bereden“, fuhr Onkel Albert fort, „ich habe mir seit meinem letzten Besuch über die Pläne Ulrichs allerlei Gedanken gemacht. Zu allererst muß ja die

Straße noch breiter und sicherer gemacht werden, schon wegen den schweren Transporten, die ein Umbau mit sich bringt."

Mit bedächtiger Miene und unter Kopfschütteln sagte Bruno: „Nein, lieber Götti, noch vorher muß der Vater mit der Bank verhandeln. Ich glaube er hat kein Geld mehr." Darauf nahm der Onkel wieder das Wort: „Mein Lieber, wir sind uns über die Reihenfolge, was zuerst zu unternehmen ist nicht ganz klar. Vorher noch möchte ich einen sehr wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Ich will dir das erklären. Eigentlich bin ich von den richtigen Überlegungen Ulrichs überzeugt. — Unser Stammsitz ist ein prächtiges Stück Erde, ist ein idealer Ort für Ruhe, Ferien und Sonntagsausflüge. — Ich möchte auch ganz gern eine große Summe Geld hineinstecken, nicht nur wegen der Kapitalanlage, mehr noch um euch zu einem ergiebigen Auskommen zu verhelfen. Eine Gastfreundschaft, wie sie dort seit je gang und gäbe ist, das findet man heutigentags nicht mehr so leicht. Das sollte erhalten bleiben. Aber ich will mein Geld nicht ausgeben, damit irgend ein Schwiegersohn Geschäfte machen kann und einen ganz anderen Geist in das Schlößlijoch hineinbringt. Ich möchte zuerst wissen, ob die Familie erhalten bleibt und fortgesetzt wird. Ich glaube, du verstehst, was ich meine."



Nach glücklicher Alpzeit, stolz auf dem Heimweg.
Foto L. von Matt

In den Polsterstuhl versunken, eng im Kragen und im viel zu schweren Tschopen, sagte Bruno verlegen: „Du, da kann ich dir im Augenblick keine Auskunft geben."

Beide schwiegen lange. Bruno versuchte seine Cigarre wieder in Brand zu setzen, paffte einige dicke Wolken in die Luft, dann öffnete er dem Götti sein Herz und erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe zu Johanna, den Streit in der Nacht, wie er zuerst auf Lisettes Spiel eingegangen sei, um bei Johanna ein heißeres Feuer zu entfachen. „Ja, wenn die Hornissen nicht gewesen wären, könnte ich heute wohl besseren Bescheid bringen."

Und siehe da, der berühmte Professor und Rechtsgelehrte stützte sein Kinn auf beide Fäuste, legte die Stirne in Kummerfalten und wußte auch keinen Rat.

Ei, wie die Röcke fliegen, wenn die Musik spielt.

Das Haus an der Sonnenhalde ist unbewohnt: Die Fensterläden sind geschlossen. Monika hat aufgeräumt, gelüftet und geputzt. — Am Samstag bis spät in die Nacht, hat sie alle Spuren der Zahnärztlichen Familie ausgetilgt. Nun ist der Sonntag mit trübem Gesicht und schweren Wolken aus dem Dunkel aufgestanden. Gegen neun Uhr fallen wieder Regentropfen. Nach dem Mittagessen regnet es in Schnüren. — Monika steht vor dem Spiegel, richtet sich eine Festfrisur, steht im schönen Sommerkleidchen da, sucht ihre Spangenschuhe und trippelt die Stiege hinab. Wenn Vater schläft und Großvater schnarcht, dann ist der günstige Augenblick um eine Erlaubnis zu fragen. Sie findet die Mutter in der hinteren Stube und sagt: „Könntest du nicht Bruno einen energischen Befehl geben. Er sitzt in seinem Zimmer, rechnet mit langen Reihen von Zahlen. Er sollte doch jetzt gleich unbedingt schnell mit mir an den Kilbitanz fahren." Mutter schaut von der Zeitung auf, sieht ihre Tochter im hübschen Sonntagsstaat

und lacht. „Was kommt dir in den Sinn, bei so einem Wetter?“ „Bei mir ist die Lust zum Tanzen nicht vom Barometer abhängig und überhaupt hat das Radio auf den Abend örtliche Aufhellungen prophezeit.“ Das Mädchen neigt den Kopf auf die Seite und schaut mit so mitleidigen, großen Augen auf. Da kann die Mutter nicht gut nein sagen, redet von Regenmantel, Wolldecken, das Kleid nicht ruinieren. „Will denn Bruno nicht kommen, hast du ihn gefragt?“ staunt sie. „Er weiß noch nichts davon“, kichert Monika. — „Vielleicht hat er seit dem Gottesdienst wieder vergessen, daß heute Kilbi ist. Ueberhaupt hat er seinen Kopf weiß der Himmel wo. Der Tanz könnte ihm gut seine Mucken vertreiben“. „Frag ihn doch“, sagt die Mutter.

Just das wollte das Mädchen erreichen. Die Schuhe immer noch in Händen, springt es die Stiege hinauf, schleicht in Brunos Zimmer, den Finger vor dem Mund, redet es zu ihm: „Sei still, der Vater schläft. Wenn er erwacht, ist vielleicht alles Essig.“ Dann bittet und bettelt Monika, bis er seine Beine unter dem Tisch hervornimmt und nach dem weißen Hemd sucht.

Im „Ochsen“ ist Tanz, da geht es lustig her. Zwei riesige Handorgeln, Saxophon, Trompete und Baß spielen auf, und die Paare drehen sich im weiten Rund. Die Beiden haben Mühe einen Platz zu finden. Sitzen an einem Tisch auf dem verschiedene Flaschen und Rauch und Staub schwebt in der Luft und eine fröhliche Stimmung über den Köpfen. Bruno schaut den Paaren zu und denkt, wer wohl nach dem Tanz zu ihnen an den Tisch kommen werde. Er mustert jedes Gesicht, kann aber nicht durch den dichten Knäuel der Tanzenden zur andern Saalseite hinübersehen.

Dort sitzt der Melchmättler mit seiner Frau, hält ein Glas Wein in der Hand und lutscht an einem erloschenen Stumpen. Er hockt in der Ecke schon seit Beginn, hat noch keinen Schluck getrunken. Wein ist ihm zu teuer. Und den Stumpen wird er wohl nicht vor dem Heimgehen neu in Brand stecken. Seine Frau plaudert ganz vergnügt mit ihrer Nachbarin.

Monika kann nicht mehr länger warten, die Musik ist ihr in die Beine gefahren. Sie stupft ihren Bruder und zieht ihn in die Runde. Er ist nicht zum Tanzen aufgelegt, aber Monika zulieb gibt er sich einen Ruck und spielt den lustigen Partner. Ramona, Ramona heult das Saxophon und schmettert die Trompete. Ramona singt Monika über Brunos Schulter hinweg. Nach einem pompösen Schlußakkord bleiben die Paare stehen und suchen den Weg zu ihren Stühlen. Wer sitzt an ihrem Tisch? Der Torli-Migi mit seiner jungen Frau und der Metzger samt Tochter. Sie rutschen zusammen. Jetzt da der Tanzplatz leer wird, sieht Bruno den Melchmättler und bei seinen Leuten Johanna sitzen.

Wie kann man auch nur so blöd sein und in die äußerste Ecke sitzen, denkt Bruno. Nun aber hat er seinen Wein da, er wird ins Gespräch gezogen und kann nicht mehr gut zügeln. Monika findet Tänzer genug, um sie muß er sich nicht kümmern. Aber wenn er das Mädchen holen will, mit dem allein er einen Tanz vorhat, dann ist er durch die ganze Saallänge getrennt. Wenn er in einer Tanzpause hingeht und sich in die Nähe stellt, dann muß er noch in Kauf nehmen, vom Melchmättler verhöhnt zu werden.

Bruno, du hast dich ein wenig in die Nesseln gesetzt, denkt er und wartet ab. Dem Metzger, mit seinem ansehnlichen Leibesumfang, ist das Tanzen zu anstrengend. Er schlägt einen Jaß vor. Bruno ist einverstanden, setzt sich an die Wand, so sieht er zwischen den Köpfen hindurch Johanna, solange nicht getanzt wird.

Dann und wann kommt sie auch in seine Nähe, wenn die Paare sich drehen. Wer kann schon mit dem Auge und Herzen im ganzen Raum herumflanieren und dabei ein Spiel gewinnen. Er zieht auch schlechte Karten. Die Kilbi scheint ihm nicht gut gesinnt zu sein. Nur Monika ist munter und glücklich, verfehlt keinen Tanz und wird umschwärmt. Brunos Spielpartner beginnen zu sticheln, er sei nicht bei der Sache und bohren nach dem Grund.

Jetzt erhebt sich eine helle Jodelstimme. Ein paar Männer stehen zusammen. Bruno läßt die Karten sinken und geht zu der Gruppe hin. Da muß er dabei sein, Jodel und Lied, das ist seine Freude. Immer wieder werden

sie aufgefordert, einen Jodel anzufügen, bis die Musik mitten in das Klatschen hinein einsetzt. Nur ein paar Schritte trennen ihn vom Tisch, wo der Melchmättler immer noch vor seinem Glas sitzt. Auch er schlägt in die Hände und spendet den Sängern sein Lob. Klatschen kostet nichts. Bricht aber seinen Applaus jäh ab, da er Bruno neben sich stehen sieht, der ihm allsogleich die Tochter zum Tanzen entführt.

Im Takt des Walzers, eng aneinander geschmiegt gleiten sie zwischen den Paaren dahin. Sie lehnt ihren Kopf an seine Schulter. „Du bist so ernst Johanna", frägt er. Da sie keine Antwort gibt, fängt er wieder an: „Bist du immer noch böse?" Sie schweigt und hält ihn lieb umfangen. Der Einklang ihrer Schritte und Bewegung ist beredter als Worte. Er gibt sich damit zufrieden.

Ein Glücksgefühl durchströmt ihn. Die Musik klingt und lockt und trägt sein Sinnen weit fort. Er schaut in Johannas Gesicht und sieht, daß ihre Augen naß sind, ihr eine Träne an der Wimper hängt.

Der Tanz ist aus. Die Paare trennen sich. Bruno kehrt zum Jaß zurück. Das Blatt hat sich gewendet. Nun hat er Glück im Spiel.

Er schaut nicht mehr auf, merkt kaum, daß sich ein junger Mann zu Monika gesetzt hat, sieht nicht, wie der Melchmättler mit seiner Familie aus dem Saal fortgeht. In seinem Magen spürt er einen Klotz und im Hals einen Zapfen, den will er nun hinunter spülen. Der Wein aber macht ihn nicht froh. Seine innere Unruhe wächst. Er will heim.

Wie soll man jedoch einem Mädchen, das übermäßig gerne tanzt, erst zwanzig Jahre zählt und einen ausgezeichneten Tänzer gefunden hat, beibringen, es solle nun wegen der üblen Laune seines Bruders mitten im schönsten Fest, den Heimweg antreten?

Bruno gibt wiederstrebend noch eine Runde zu, noch eine zweite, dann wird seine Geduld zapplig. Monika muß mitkommen. In seinen neuen Tanzschuhen in die Pfützen treten, unter dem Regen durchspringen und in den Landrover steigen. Sie schimpft und heult. Die Lichter zünden in die nasse Nacht. Begütigende Worte helfen nicht. Eine schöne Kilbi, denkt Bruno, dreimal Tränen. Der Himmel weint, Johanna weint und Monika weint. Das nennt man Tanzvergnügen.

Im Takt des Walzers gleiten sie zwischen den Paaren dahin.

Ein Lichtschein in der Nebelnacht.

Sie fahren durch die Nußbaumallee. Schwer fallen die Tropfen auf das Dach. Sie kommen an die Bergstraße, wenden in den Wald

hinauf, der Regen rauscht und glitzert in den Lichtern. Im obersten Kehr, fast hätte er sie angefahren, geht mitten im Weg eine Gestalt vor ihnen her in patschnassem Regenmantel. Nur der helle Schirm und die Strümpfe haben ihn gewarnt. Nun weicht sie aus. Bruno fährt an sie heran und erkennt Johanna. „Einsteigen bitte", ruft er, „was machst du allein im Wald?" „Du siehst ja, heimgehen", sagt sie halb lachend. „Warum denn allein?" frägt er wieder. „Du weißt ja, Vater geht immer voraus und wie", sagt Johanna, „ich mag nicht rennen in dieser Nacht." In Monikas Köpfchen wird eine Rechnung angestellt. Vor gut zwei Stunden, sind Melchmättlers aus dem Saal fort. Bis hier herauf laufe ich in einer guten halben Stunde. Die Rechnung geht nicht auf.

Nebel liegt um Haus und Stall. Sie fahren in den Hof. „Komm doch schnell hinein, trink etwas Warmes", meint Bruno. Natürlich, denkt Monika, jetzt hat er wieder Zeit. Für die andern hat er immer Zeit! Aber Johanna will heim. „Die Mutter macht sich Sorgen, vielleicht hat sie erst zuhause entdeckt, daß ich nicht nachgekommen bin", sagt Johanna und will gehen. Sie schaut um sich. Gespenstig stehen die Gebäude ringsum im grauen Dunst, der von zwei Lichtkegeln erhellt wird. Ach wie ist ihr dieser Platz vertraut. Viele Wochen ist sie nicht mehr hier gewesen, eine lange, lange und eine böse Zeit. „Ich verschwinde", ruft Monika, springt vom Wagen und eilt auf das Kellertor zu. „Gut Nacht, schlaf gut", ruft Bruno nach. Und sie zurück: „Dir wünsch ich Pfeffer in die Augen, statt Schlaf!"

Die Scheinwerfer erlöschen. Sie stehen in finsterer Nacht. Bruno legt dem Mädchen beide Hände auf die Schultern. Es neigt sich zu ihm hin. Sie spüren nicht die Kühle der Nacht, nicht die fallenden Tropfen und sagen kein Wort.

Aus Monikas Fenster fällt plötzlich ein Lichtstrahl hernieder, der Hof und Nebel erhellt. Sie schrecken auf. „Warte ich hole ein Licht", sagt Bruno und geht in den Stall. Johanna schaut um sich. Der Regen hört auf. Hier bin ich seit meinem ersten Schuljahr wie zuhause gewesen. Hier habe ich die glücklichsten Stunden verlebt. — Und habe mich selbst, aus eigener Schuld, vertrieben. Ob Mutter Dorothee davon weiß?

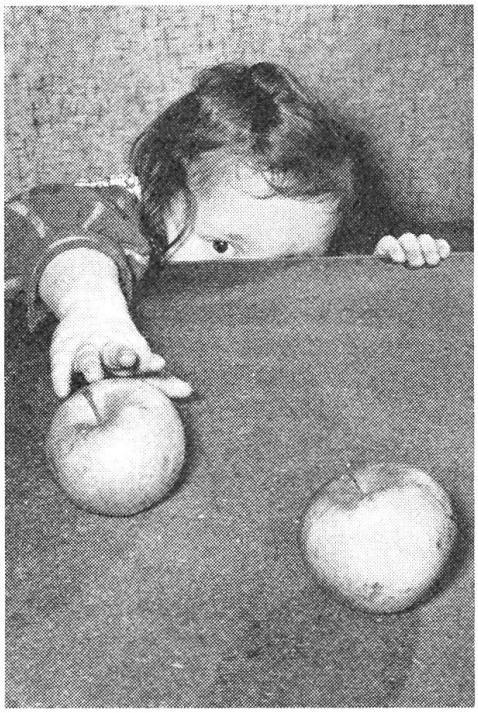
Aus der Stalltüre dringt ein Schimmer. Die Kühe werden unruhig. Vom Heugaden her kommt ein friedliches Schnarchen. — „Komm", sagt Bruno und geht mit der schwankenden Laterne voraus. Sie gehen den Weg ab, bis zum Tunderstein und dann der Melchmatt zu. Jeder Schritt wirft seinen Schatten in den Nebel, der sie dicht umhüllt. Spricht er nicht, weil er immer noch bös ist, denkt Johanna, dann hätt er mich nicht zum Tanz geholt. Redet er kein Wort, weil er an die andere denkt, an die Schöne, die Fröhliche. Auch ich bin immer fröhlich und heiter gewesen, bis zu jener Nacht. Hätte ich doch in jener Stunde, da ich in der dunkeln Ecke auf ihn gewartet habe, gewußt, was ich mir zuleid tue. Er hätte nie ein böses Wort von mir gehört. Erst jetzt weiß ich, wie lieb er mir ist.

In des jungen Mannes Kopf drehen und wenden sich auch die Gedanken. Er fühlt, wie jedes Wort zu entscheidender Bedeutung werden kann. Wenn Johanna glaubt, was sie über ihn gehört hat, dann ist alles verdorben. Wie soll er erklären, wie alles gekommen ist mit der Lisette. Wenn sie ihm nicht glaubt, nicht zuhört, wenn er die Wahrheit sagen will. Wie soll er beginnen, damit nicht das erste Wort schon alles in Frage stellt. Schon sind sie bei der großen Buche vorbei. Bei klarer Sicht müßten sie jetzt das Licht sehen in der Melchmatt. „Hast du dich wohlgefühlt heute Abend", frägt er in seiner Verlegenheit. „Nein", antwortet das Mädchen, „nur ein paar kurze Minuten", und weil er wieder schweigt, fügt sie bei, „nur während dem Tanz mit dir." Jetzt bleibt er stehen und sagt: „Du warst so traurig. Du hast geweint." „Es gibt auch Tränen der Freude", sagt sie leise, „wir sind so lange gute Freunde gewesen. Und jetzt unendlich lange war ich nie mehr bei dir. Du hast mich zum Tanz geholt. Da habe ich geglaubt, du seist mir wieder gut." „Du liebes Kind, wie soll ich das wissen, was für Tränen du weinst. Ich flenne, wenn ich Schmerzen habe, wenn ich wütend bin." „Auf diese Art habe ich in den letzten Wochen auch viel geweint, halbe Nächte", flüstert sie. Bruno stellt die Laterne

in den Weg und sagt: „Ich weiß, ich bin daran schuld. Liebe Johanna, ich will dir alles sagen, du wirst mich verstehen. Meine Liebe hat dir immer gehört. Laß mich dir erklären.“ Sie streicht ihm mit der Hand über das nasse Gesicht. „Ich brauche, ich will keine Erklärung. Ich bin ja ganz allein selbst daran schuld. Wie kannst du noch gut sein mit mir. Ich habe dich in jener Nacht wie eine Tollwütige beschimpft und angefahren, wie eine böse Hexe in meinem Zorn. Glaub mir, Bruno, die Eifersucht war nicht so schmerzlich, wie die Reue und das Schämen.“ „Komm“, sagt er leise, nicht um weiter zu gehen. Näherkommen soll das liebe Kind, damit er es in seine Arme nehmen kann.

An seiner Brust, in seine Kraft eingeschlossen sagt sie: „Ich habe jetzt gelernt, nur dir allein zu glauben.“

Sie vergessen, wo sie sind. Sie haben die Freude, das Glück, den Himmel in diese Nebelnacht herabgerufen. Sie spüren den Wind nicht, der durch den Wald streicht, das Wasser, das in die Tanzschuhe dringt. Bruno findet endlich alle Worte wieder, die er so lange schon aussprechen wollte. Sie sehen den Lichtschimmer nicht, der von der Melchmatt näher kommt, stehen bleibt und dann wieder verschwindet. Seit ihrer Heimkehr hat die Mutter in der Melchmatt darauf gewartet, bis ihre Johanna heimkomme. Sie hat geglaubt, sie komme nicht weit hinter ihnen her, hat die Haustüre offen gelassen. Im Bett hat sie auf jedes Geräusch geachtet. Sie hörte nur das Rumpeln der Gewichte der Stubenuhr und die Schläge. Später hat sie gezweifelt, ob sie für kurze Zeit eingeschlummert sei. Die Angst ist zu ihr ins Bett gekrochen. Sie ist aufgestanden, ist leise die Stiege hinauf in die Mädchenkammer geschlichen, hat das Bett befühlt, keine Haare, keinen Kopf auf dem Kissen ertasten können. Dann hat sie die Kleider aus ihrer Kammer geholt, hat sich in der Küche angezogen, die schweren Schuhe und ein Licht mitgenommen und ist in die Nebelnacht hinein gelaufen. Schauernd vor Angst und Nässe. Dann ist die Mutter so weit auf dem Weg gegangen, bis sie am Boden einen Lichtschimmer gewahrte, bis sie Stimmen hörte. Die Tropfen von den Waldbäumen, das Rauschen des Baches haben die Worte übertönt. Sie ist still näher getreten, hat Johannas Stimme erkannt und auch jene des jungen Mannes. Ihre Angst ist von ihr abgefallen wie Laub. Wie viel sie gehört, wie lange sie dort gestanden — sie wird es nie einem Menschen sagen.



Noch sind Arme und Finger zu kurz.
Foto K. Gähwyler

Vom würzigen Duft der Rauchwurst überwältigt.

Anderntags strömte der Regen wieder auf Dach und Baum und Matte. Am Mittwoch hob sich der Schleier gegen Abend um einen bleichen Schein Sonne durchzulassen. In der Nacht prasselten die Tropfen dichter als zuvor. Am Freitag wieder Regen. In der Nacht auf den Sonntag rutschte ein Wuhrgang auf die Straße und sie sackte ab, ins Tobel hinunter. Die Leute vom Schlößlijoch kamen vom Kirchgang unvermutet früh zurück, schon bevor die Glocke zur Frühmesse läutete. Es war nicht möglich durchzukommen.

Am Montag kam der Straßenbauinspektor, steckte die Grenzen aus, und besprach sich mit den Flurgenossen. Der größte Teil des Schadens betraf das Wegstück, das zu den unterliegenden Gütern führte. Der Inspektor lud die Betroffenen zu einer Versammlung in den Ochsen ein.

Arnold von der Melchmatt erschien nicht. Auf den telefonischen Anruf gab er Bescheid, er fahre nicht um den ganzen Berg herum. Und geradenwegs könne er nicht gehen, sie

sollen zuerst einen Laufsteg einrichten. Man verhandelte ohne ihn und gab ihm den Beschluß bekannt. Weil er auf den Termin keine Antwort einreichte, lud man ihn ins Rathaus ein. Daraufhin sandte er eine Postkarte, man solle ihm zuerst das Weggeld schicken, bei den Beamteten wisse man nie, ob die Spesen einem gewöhnlichen Bürger auch vergütet werden.

Der Landschreiber setzte einen letzten Termin und eine Versammlung im Gasthaus Schlößlijoch fest und teilte Arnold mit, wenn er nicht erscheine, werde nötigenfalls über sein Land verfügt. Nach diesem Schreiben war böses Wetter in der Melchmatt. Arnold sagte, er sei ein freier Schweizer! Ihm Land wegzunehmen sei Diebstahl und Betrug und ins Schlößlijoch gehe er überhaupt nicht. Die Frauen und Töchter redeten auf ihn ein. Sein Sohn drohte ihm damit, er gehe an seiner Stelle und was beschlossen werde, sei dann beschlossen. Das wollte er nicht.

Also kam seit Jahr und Tag zum ersten Mal wieder der Melchmättler in die Wirtstube im Schlößlijoch, setzte sich zu den versammelten Männern und sagte zu seinem Nachbar: „Bin lange nicht mehr hier gewesen, aber das habe ich mir nicht gedacht, daß die Bernhards ihre Liegenschaft so verlottern lassen.“ Frau Dorothee, die seine Worte gut verstanden hatte, trat zu ihm hin, brachte ihm ein Glas Most und grüßte: „Das ist jetzt nett, Arnold, daß ich Euch auch wieder einmal hier bewirten kann.“

Der Inspektor eröffnete die Versammlung und erklärte die Schwierigkeiten der baulichen und der finanziellen Seite, weil drei Partner direkt oder indirekt beteiligt seien. Einmal die Flurgenossenschaft, die den größten Schaden erlitten habe, dann die Familie auf Schlößlijoch, deren Straße auch im oberen Teil besser gesichert werden müsse und dann die Liegenschaft Melchmatt, die ein Fahrrecht besitze. Ein solches Fahrrecht ziehe in gewissem Sinne auch Verpflichtungen nach sich, was heute abgeklärt werden solle.

Schon während dieser einleitenden Rede erhob Arnold dreimal seinen Finger. Sobald er das Wort ergreifen konnte, erklärte er: „Ich anerkenne nur eine Verpflichtung, und das ist, daß mir die Straßenbesitzer eine Entschädigung bezahlen müssen, weil ich schon so lange nicht durchfahren kann.“

Mit solchen Einreden wurde getaget, gestritten und diskutiert. Dann wurde beschlossen, den Anteil Arnolds später festzulegen und jetzt die nötigsten Bauarbeiten zu veranlassen. Die Kosten waren berechnet, und Anteile von Gemeinde, Kanton und Bund in Aussicht gestellt. Wohl zum zwanzigsten Mal erhob der Melchmättler seine Hand. Ein junger Bauer, der die Geduld verloren hatte und heimzu einen weiten Umweg machen mußte, rief: „Der Melchmättler soll hinaus. Er hat dazu nichts mehr zu sagen, seine Sache kommt ein andermal zur Sprache.“ „Halte deine Schnauze“, schrie dieser zurück, „noch naß hinter den Ohren und den Hosenboden voll Schulden.“ Der Angesprochene warf sein Kaffeeglas gutgezielt über die Köpfe hinweg. Aber der Melchmättler war schon unter dem Tisch verschwunden. Die Mannen wehrten ab.

Eine Stimme verlangte: „Wir wollen abstimmen, ob er unter dem Tisch bleiben darf, oder ob man ihn hinausstellen soll.“ Und ein Anderer: „Er kann bleiben, wenn er nicht mehr redet.“ Arnold tauchte wieder an die Oberfläche, stützte sich auf die Tischkante und schrie mit hocherhobener Hand: „Dem freien Schweizer, sein freies Wort! Aber hier in diesem Haus ist das Unrecht an der Tagesordnung.“ Der alte Bernhard erhob sich von seinem Sitz. Der Tumult verstummte. Mit mächtiger Stimme sagte er: „Wenn ein rechtdenkender Ehrenmann solche Worte gesprochen hätte, würde ich ihn wie einen Hagstekken in den Boden schlagen.“ Einen Augenblick lang schwiegen alle. In diese Stille hinein sprach Mutter Dorothee, die inzwischen zu den Tischen herangetreten war: „Ich habe für euch Mannen ein Zabig hergerichtet, wenn ihr die Verhandlungen unterbrechen könnt, will ich schnell servieren.“ Monika kam hinter ihr mit vier Tellern heißer Rauchwürste. Bruno brachte auch zwei, stellte einen an Arnolds Platz und sagte: „Guten Appetit!“

Dieser war schon im Begriff mit Protest aus der Wirtsstube zu stampfen, jedoch stach ihm der Duft der fetten Wurst derartig glustig in die Nase, daß er der Versuchung, auf Kosten Bernhards sich zu verköstigen, nicht widerstehen konnte.

Was all den klugen Köpfen nicht gelungen ist, brachte Schwein und Rauchfang fertig. Arnold blieb sitzen und sprach weiter kein Wort, denn Frau Dorothee schob ihm heimlich noch eine zweite Wurst auf den Teller.

Am späten Abend saß die Familie in der hinteren Stube beisammen. Die Männer redeten von den großen Kosten, die bei den Verhandlungen genannt wurden und dabei platzte der Vater mit angestauten Gedanken heraus: „Da hast du jetzt deine Zukunftspläne, Bruno, jetzt können wir alles Geld in die Straße stecken und dann Schluß. Wegen diesen Zeichnungen und Papieren habe ich drei Nächte nicht geschlafen, schade um jede Minute.“ Großvater lehnte sich an die Wand zurück, faltete die Hände über seinem Hosengurt, schaute, wie sein Enkel einen roten Kopf bekam und sagte vergnügt: „Bin ich froh, habe mir die ganzen Tage Sorgen gemacht, ich müsse noch in meinen alten Tagen diesen Umbau mitmachen, mit all dem Dreck und Staub und Ungemach, jetzt fällt doch alles ins Wasser.“

Am oberen Tischende saß Mutter Dorothee mit einer Handarbeit, sie schaute auf, warf ihren Blick zuerst auf Monikas enttäuschtes Gesicht, dann zu Bruno hinüber. Sie hatte sich viel mit den Plänen des Architekten beschäftigt und sich schon seit Tagen auf die neue Küche gefreut. Ihr Sohn verstand ihr Nicken und meinte: „Gerade umgekehrt, jetzt bekommen wir eine Straße, die auch für ängstliche Autofahrer angängig ist. Und sie wird uns noch zu einem guten Teil bezahlt. Zuerst die Straße und dann die Renovation, hat Onkel Albert gesagt.“ Kein Wort sprach er davon, daß sein Onkel vorher noch einen anderen Wunsch verwirklicht sehen möchte.

Erst jetzt, eigentlich zum ersten Mal, seitdem Bruno die Pläne heimgebracht und ausgebreitet hatte, wurde ernsthaft und gemeinsam die Zukunft besprochen. Die Meinungen kreuzten und überquerten sich wie in der Versammlung am Nachmittag, aber friedlicher.

Der Melchmättler duckte sich und verschwand unter dem Tisch.

Großvater thronte wie ein Patriarch über dem Stimmengewirr, zu dem Monika mindestens in der Stimmstärke etliches beitrug. Es zeigte sich erstaunlich jung und unternehmungslustig.

Im Eifer des Redens achtete niemand auf die eiligen Schritte, die im Gang näher kamen. Plötzlich stand Johanna in der Türe, vom Licht geblendet, schaute sie durch den dichten Rauch und sagte aufgeregt: „Mein Vater hat fürchterlich Bauchweh, ich habe dem Doktor telefoniert. Der kann aber nicht herauffahren. Vater behauptet, man habe ihn hier vergiftet!“ „Maria und Josef“ ruft Frau Dorothee erschrocken. „Kunststück“, sagt Monika, „mit drei dicken, großen Würsten. Ich habe ihm doch auch noch eine dazugelegt.“

Wie ein Bettler kommt er daher in Schnee und Wind.

Der Herbst kam ins Land. Im Oktober lag der Schnee dreimal in der gleichen Woche schuhtief im Hof um den Brunnen. Jedesmal hat ihn der Föhn wieder zurückgejagt. An der Straße wurde gearbeitet, bis Kälte und Eis die Männer vertrieb. Der Wind sauste über das Joch, jagte den weißen Staub vor sich her und häufte ihn zu hohen Schanzen. Vom Wald her tönten die Schläge der Axt und die Jauchzer der Holzer. Rauch stieg zwischen den Tannen hoch und wirbelte aus dem Kamin. Schneesturm und Flockentanz, Stille wechselte mit Brausen. Die Telefondrähte waren abgerissen. Nur ein schmaler Fußpfad, der immer wieder neu ausgeschöpft werden mußte, zeigte noch eine Verbindung mit der Umwelt an.

Schon legte sich der Abend über Berg und Wald. Dunkelheit kroch aus dem Tobel herauf. Frau Dorothee sah einen müden Wanderer näher kommen und sagte zu Monika: „Schau dort kommt ein Mann. Der muß auch nirgends sonst Dach und Brot gefunden haben, sonst käme er nicht bei solchem Wetter bis hierher. Geh, stoß den Schieber über den Ofen auf, damit er ein warmes Zimmer haben kann. Und wie der Wind wieder aufkommt.“ Unten im Schnee blitzte das Licht einer Taschenlampe auf, zweimal, dreimal. „Er ist noch gut ausgerüstet“, meinte Monika, „und trägt einen neuen Hut, trägt sein Weihnachtsgeschenk schon eine Woche voraus.“

Viel später erst hörten sie Schritte, das Anschlagen der Schuhe. Nicht auf der Hofseite, vorne auf der Stiege, schüttelte jemand den Mantel aus. „Geh schau doch, ob das ein Neuer ist, der noch nicht Bescheid weiß“, sagte die Mutter. Monika trat in die große Wirtsstube, machte Licht und sah, wie sich die Türe öffnete und ein Mann eintrat, gut gekleidet, mit Schnee überstäubt. „Guten Abend, Monika, Gott sei Dank bin ich doch noch heraufgekommen!“ Das Mädchen stützte beide Hände in die Hüften und staunte den Schneemann an: „Herr Ulrich, sind sie von Sinnen?“ Er nahm den nächsten Stuhl her, setzte sich und begann den Schuh aufzunesteln, bat um ein Paar Finken. Er habe telefonieren wollen und keine Verbindung erhalten. Dann sei er trotzdem losgefahren. Das sei gerade recht, wenn ihn kein Telefon, keine Post erreichen könne. Die Haushälterin habe er im Dorf einquartiert. Er aber habe nicht bleiben wollen. Allerdings so mühsam hätte er sich den Aufstieg nicht vorgestellt. Ob man ihm wohl heute noch sein Haus anheizen könne, er möchte morgen hinaufgehen. Ach, jetzt gehe es ihm schon besser, das sei die Luft, die er brauche. Beide Füße streckte er weit von sich. „Hier bin ich daheim. Hier will ich jetzt bleiben!“

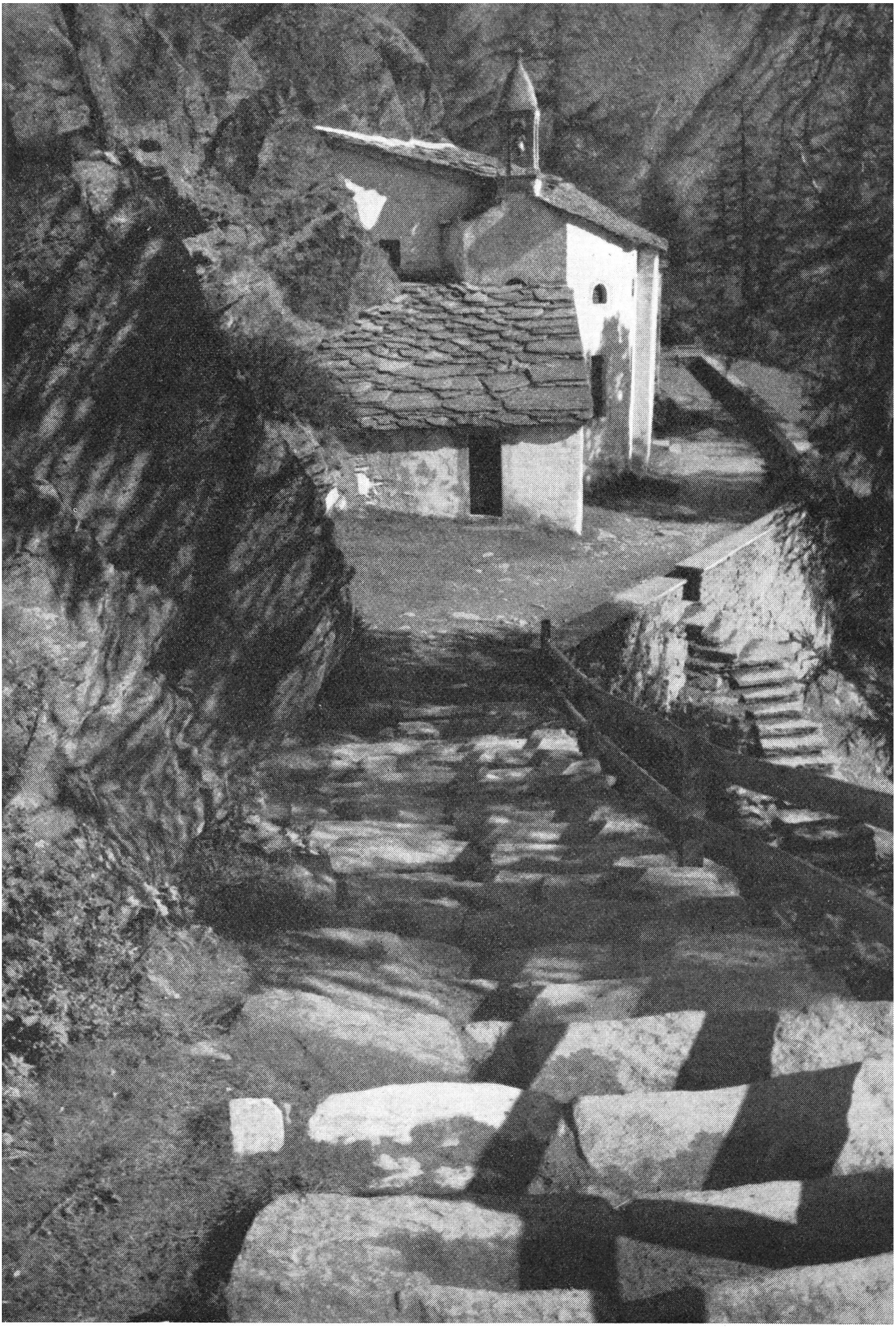
Vaters schönste Finken wurden hergetragen, Glühwein aufgetischt und kalter Braten. Aus der hinteren Stube kam der Großvater. Auf Skien stampfte Bruno durch die Nacht, um Feuer zu machen und das Wasser in die Heizung einzulassen. Im Gasthaus wurde Onkel Alberts Zimmer für den Architekten geheizt. Nach dem Nachtessen kamen alle an seinen Tisch und hörten zu. „Ach ihr wißt nicht, wie wohl es mir bei euch ist. Gute liebe Menschen um mich haben, das gibt mir wieder Freude und Kraft.“

Dann legte er sich zu einem langen, tiefen Schlaf zurecht.

Es war ja nicht das erste Mal, daß Herr Ulrich überstürzt daherkam. Es lag in seiner Art, rasche Entschlüsse zu fassen und sie ohne Bedenken und Rücksicht sofort auszuführen. Gewiß ist er auch diesmal aus einer Reihe von Besprechungen, Abmachungen und Konferenzen davongelaufen.

Fast den ganzen Vormittag schlief er wie ein Murmeltier. Gegen Mittag kam er lachend in die Wirtstube, legte dem alten Bernhard die Hand auf die Schulter und sagte mit hinterlistigem Augenzwinkern: „Das Schönste und Lustigste finde ich, daß mir die Leute nicht telefonieren können. Jetzt gehe ich in mein Haus hinauf und lebe wie ein Einsiedler.“ Mutter Dorothee kam herzu und erinnerte ihn daran, er habe ja noch nichts gegessen. „Stimmt“, lachte er, „hätte ich beinahe vergessen. Und meine Haushälterin sitzt im „Ochsen“ und weint. Sie soll heimfahren. Sie paßt nicht in die Gegend. Wenns stürmt und heult, dann heult sie auch und wird trübsinnig.“

Die Kapelle zur „Hohen Stiege“ im Walliser Saastal. ▶



Zum Mittagessen setzte er sich an den Familientisch, fand die Fleischbrühe großartig, lobte die Bernerplatte und die Köchin, besang das Sausen des Windes als himmlisches Konzert und das Treiben der Schneeflocken als unbezahlbares Schauspiel. Mutter fragte, wie lange er in seinem Haus bleiben wolle und bekam den Bescheid, bis im Herbst, oder mindestens bis zu dem Tag, da man ihn mit bewaffneter Polizei in die Stadt zurücktreibe. Frau Dorothee wollte nichts davon wissen, daß er allein hause und koche. Spätestens in der dritten Nacht brenne das schöne Haus lichterloh und bis auf die Grundmauern nieder und das wäre schade. Man müsse auf alle Fälle die Haushälterin heraufbringen und wenn man sie tragen müsse. „Die ist nicht fürs Schneeschöpfen eingerichtet mit ihren zarten Händen", meinte Ulrich. Ob denn nicht Monika zu ihm heraufziehen und ihm kochen und heizen könne. Mutter schüttelte den Kopf. Das gehe jetzt auf keinen Fall. Sie seien am Einmachen, hätten ganze Berge von Fleisch, und sobald der Himmel wieder zu sehen sei, kämen die Skifahrer rudelweise. Das Heizen könne schließlich Bruno besorgen und zum Essen hierher, würde ihm ein Marsch durch den Schnee nicht schaden. Herr Ulrich war für diese Idee nicht zu begeistern und nicht zu gewinnen. Er habe jetzt von den Menschen genug, wolle allein sein.

In diese Beratung hinein platzte Bruno mit der Idee, vielleicht könnte Johanna von der Melchmatt kommen. Dort werde jetzt wohl nicht viel zu tun sein, sie koche gut und würde ihn bestimmt nicht mit Weinen und Heulen stören, man könne sie ja fragen. „Die Johanna, ja ich erinnere mich", sagte Herr Ulrich, „das ist ein guter Gedanke, wir wollen ihr gleich telefonieren." Wenn aber vor dem Haus die Telefondrähte von den Masten hängen, gibt der Apparat nicht einmal den langweiligen Summton von sich. Herr Ulrich wandert also hinauf und überläßt alle Fragen seines Haushalts den guten Leuten im Schlößlijoch und der Feuerwehr. — Nicht mehr erschöpft und abgekämpft, wie am Abend zuvor, schreitet er durch den Schnee. Gemütlich und heiter, als ob er eine schwere Burdi zurückgelassen hätte.

Wie die Mutter mit sanften Worten in die Wunde sticht.

Aus den Fenstern der Wirtstube schauen sie ihm nach, bis er im Flockenwirbel verschwindet. „Wer soll jetzt Johanna fragen", meint die Mutter, „wir können den guten Mann nicht allein lassen. Geh du in die Melchmatt hinüber, Bruno, du hast ja den Vorschlag gemacht." In den Haaren kratzen, vor sich hinstarren, mit dicken Fäusten in den Hosentaschen herumwürgen, nützt in solcher Lage nicht viel. Bruno muß in den sauren Apfel beißen, in die Skihosen schlüpfen und in den Schnee hinaus.

Die Kälte plagt ihn nicht und nicht die schlechte Sicht, aber der Gedanke an den bevorstehenden Empfang in der Melchmatt. Eh nu, tröstet sich der Fahrer, vielleicht hat Arnold gar nicht so viel dagegen, wenn seine Tochter auf diese Art einige runde Franken verdienen kann. Auffressen mit samt Hosengurt, Reißverschluß und Skischuhen wird er mich ja nicht. Seine Zähne sind auch nicht mehr wie früher. Von solchen Gedanken begleitet und von der heimlichen Freude Johanna wieder zu sehen, landet er vor dem eingeschneiten Tätschihaus, stellt seine Ski neben der Türe an die Wand, schlägt den Schnee von den Kleidern und Schuhen und geht hinein.

In der Stube sitzt die Großmutter, die Brille auf der Nasenspitze, ein Gebetbuch in der Hand und tut erstaunt und verwundert, daß Bruno endlich wieder einmal hierherkommt. Er muß Platz nehmen und zuhören, wie es früher war, da er als Bub so viel dagewesen, mit ihren Großkindern das ganze Haus auf den Kopf gestellt hat. Mit einem Ohr achtet Bruno auf Großmutters Worte, mit dem andern lauscht er in Richtung Küche. Nach längerer Geduldsprobe frägt er, ob der Vater auch zuhause sei. „Er ist mit dem Franz in den Wald", sagt die alte Frau, „was wollen sie jetzt dort machen, bei dem vielen Schnee. Aber er hört nicht auf mich." Ob Johanna wohl hier sei, erkundigt sich der Skifahrer vorsichtig. „Ich will sie rufen", meint sie, „aber zuerst mußt du mir noch sagen, was du vom Wetter hältst. Ich weiß nicht, unser Dach hat schon lange keine Zim-

mermannshand gesehen und ist alt und krumm. Bei dem schweren Schnee bekommt unsereins Angst." Bruno malt ihr den blauen Himmel vor die Augen und denkt, wenn sie nur Johanna ruft, bevor die Männer zum Melken zurückkommen.

Endlich schlägt die Großmutter mit ihrem Stock dreimal auf den Boden. Bald darnach geht die Türe auf. Johanna kommt herein, läßt die Türfalle nicht aus der Hand, bleibt wie angewurzelt stehen. In ihrem Gesicht spiegelt sich Schrecken, Überraschung und Freude. Ihre Wangen färben sich zündrot. Mit einer schnellen Bewegung fährt sie mit der Hand in die wilden Haare. Einen kurzen Blick wirft sie auf ihre besudelte Schürze, nestelte sie auf und wirft sie auf das Kanapee hinüber. Dann kommt sie einen Schritt näher. „Du da, Bruno?", frägt sie erstaunt, „bist du es wirklich?" „Mit Haut und Haar, mit Fleisch und Bein", lacht er, „und wenn du noch wüßtest warum!" Und allsogleich erklärt er ihr den Grund seines Besuches. Wieder tanzen auf dem hübschen Mädchengesicht die Zeichen wiederstrebender Gedanken, die Angst, das Bedauern, die Furcht und die Freude ist auch dabei.

Von der Küche her ist Mutters Stimme zu hören: „Johanna, Johanna, so komm doch endlich!" Aber nur die Großmutter, die seit Jahren schwerhörig ist, vernimmt das Rufen. Die Jungen hören keinen andern Laut, als den Klang ihrer Worte. Sie sind auch so heftig damit beschäftigt, sich in die Augen zu schauen, daß sie nicht gewahren, wie die Türe aufgeht und die Mutter hereinkommt. „Ach so, Besuch ist da", sagt sie erstaunt, „ein seltener Gast. Guten Tag Bruno!" Er schnellt von seinem Sitz hoch und sagt: „Ja, guten Tag, Mutter. Ja, ich bin da. Es ist zwar heute kein Wetter fürs Spazieren." „Sitz nur, nimm Platz Bruno", lädt sie ihn freundlich ein. Rückt seinen Stuhl an den Tisch und setzt sich auf die Bank, „was führt dich nach so langer Zeit wieder einmal zu uns in die Melchmatt?"

Zögernd und ungern geht Johanna hinaus.

Also beginnt Bruno von Neuem, etwas weiter ausholend, etwas vorsichtiger, beschreibt wie Herr Ulrich in der Klemme sitzt, unbeholfen, nervös, und erholungsbedürftig. Wie er ihn hergeschickt habe, weil er halt eben furchtbar gerne ihre Johanna für seine Haushaltung hätte, vielleicht nur ein paar Tage zuerst. „Geh du hinaus, Johanna", sagt die Mutter, „ich kann die Pfannen nicht so lange allein lassen." Zögernd und ungern gehorcht das Mädchen, greift blitzschnell nach der Schürze und verschwindet. „Nimmt mich doch wunder", fängt die Mutter mit reden an, „wieso kommt Herr Ulrich auf diese Idee.

Wohl ist er früher hie und da auf die Melchmatt gekommen, hat so im Vorbeigehen mit uns gesprochen. Er kennt Johanna doch zu wenig." „Ja wißt Ihr", sagt Bruno geschwind, „der Architekt hat ein kolossal scharfes Auge. Er weiß sofort, ob ihm jemand gefällt. Er hat gewiß sogleich entdeckt, daß Johanna tüchtig ist, zuverlässig und treu." Mit einem vielsagenden Seitenblick meint Frau Dorothee, „ja treu, — treu ist Johanna, davon wissen auch noch andere Leute, was meinst du!"

Bruno wird etwas verlegen und lenkt ab: „Daß sie gut kochen kann, das hat ihm die Mutter aus eigener Erfahrung versichern können. Johanna ist früher oft genug bei uns eingesprungen, wenn Not war in der Küche." Die Mutter wirft den Ball blitzschnell wieder zurück: „Und seither hat, wie ich gehört habe, eine andere nette Tochter ausgeholfen, hat Spezialitäten und Raritäten auf eurem Küchenherd zugerichtet." Bruno sitzt wie auf Nadeln. Diese doppelsinnigen Worte kommen aus einem freundlichen und lächelnden Gesicht, sind nicht so leicht zu parieren. Auch können jeden Augenblick Vater und Sohn aus dem Wald zurückkommen. Es ist verständlich, daß Bruno unruhig wird. „So viel ich weiß, nur ein einziges Mal", entgegnet er, „und wenn die Leute sowas Spezialitäten nennen wollen, mir hat das Zeug nicht geschmeckt." „Es kann vorkommen, daß einem die Köchin besser gefällt, als das, was sie kocht", sagt die Frau listig.

Der junge Mann mit seinen geröteten Wangen ist gewiß nicht auf den Mund gefallen, ist immer dazu aufgelegt, einen Hieb ebenso scharf und witzig zurückzugeben. Hier aber wird ihm der Boden doch eher zu warm. Mit möglichst gleichgültiger Miene meint er: „Das wird bei Herrn Ulrich kaum zutreffen."

In einer ganz anderen Tonart und sehr bestimmt frägt nun die Mutter: „Wer hat ihn auf diese Idee gebracht?" Bruno sitzt da, will eine verschlungene Erklärung vorbringen. Aber er ist ein grundehrlicher Kerl und sagt offen: „Ich hab ihm diesen Vorschlag gemacht. Ihm wäre jetzt in dieser schlimmen Lage gut geholfen." Wieder kommt aus Frau Dorothees Augen dieser durchdringende Blick und sie fragt: „Und Andern wäre auch gut geholfen, zum Beispiel dir?" „Ja", sagt Bruno mit offenem, klarem Auge und fester Stimme, „mir noch mehr als ihm."

In diesem Augenblick verändert sich die Haltung der Frau, die Spannung weicht. In der nächsten Frage liegt schon etwas von der Güte und Zuneigung, die Mütter gerne an junge Männer verschwenden, die dem Alter nach ihre Söhne sein könnten: „Bruno, du wirst doch nicht von uns verlangen, daß wir bei diesem Wetter den Weg bis in die Sonnenhalde ausschaufeln, unser Roß einspannen und Johannas Koffer noch spät in der Nacht herumfuhrwerken." „Nein, gewiß nicht", wehrt er ab, und kann seine Freude nicht verbergen, „das bestimmt nicht. Ich habe mir eher gedacht, ich nehme die notwendigsten Sachen und Kleider gleich mit und Johanna. Sie fährt ja besser Ski als ich."

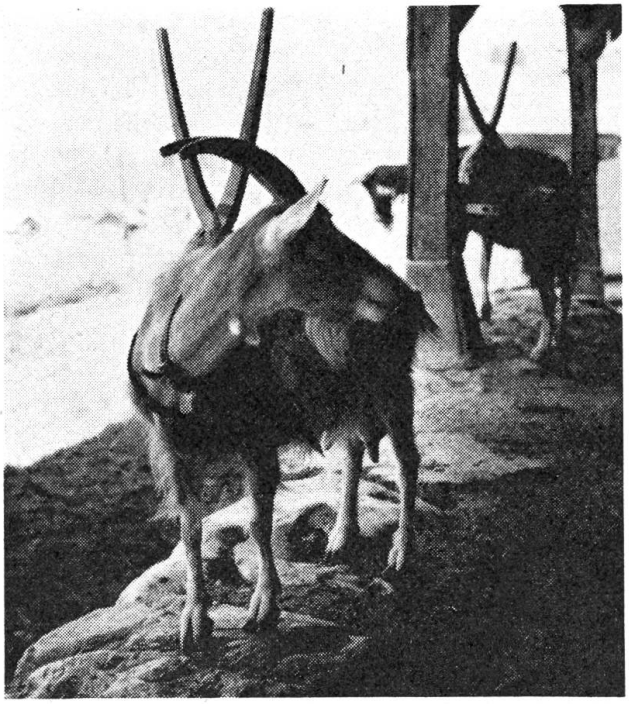
„Das ist genau auch meine Meinung", ruft Johanna zur Türe herein. „Was fällt dir ein", entrüstet sich die Mutter und springt ihr nach. Und so kommt es, daß Bruno wieder bei der Großmutter sitzt und scheinbar gemütlich plaudert, während er mit Bangnis auf den wandernden Zeiger der Stubenuhr schaut und seine Zehen in den Schuhen krümmt.

Eine Stunde später gleiten die Beiden über den Schnee. Rassig schreiten sie aus und tauchen im Flockenwirbel unter. Bruno voraus. Trotz dem unförmigen Rucksack so eilig, als ob ihm ein feuerspeiendes Ungeheuer nachkomme. Aber nur so weit bis der tanzende Schnee die Beiden vor jedem gefährlichen Blick verhüllt. Er bleibt stehen, wartet, bis Johanna neben ihn kommt und sagt: „Du, jetzt beginnt unsere schöne Zeit. Ich freue mich ganz verrückt!" Das Mädchen lächelt ihm zu und meint: „Von mir aus kann Ulrichs Köchin nach Barcelona fahren oder in die Türkei und dort auf den Sommer warten." Bruno steckt seine Stöcke in den Schnee, wendet sich seinem lieben Mädchen zu, schaut in das Gesicht, das von der Kapuze so lustig umrahmt ist, auf die roten Backen, auf denen die Flocken schmelzen, greift mit beiden Händen zu, küßt den roten Mund innig und wieder, voll Glück und Seligkeit. Und Johanna, die zuerst hastig versucht aus den Schlaufen ihrer Skistöcke zu schlüpfen, gibt dieses

nutzlose Bemühen auf und läßt bald ihre Stöcke hinter Brunos Rücken baumeln.

Vor flammendem Holz und vor flackernden Kerzen.

Ein sozusagen neues Haus, solid gebaut, prächtig an der Sonne gelegen, von einem tüchtigen Architekten bewohnt, sollte doch gewiß ohne kostspielige Reparaturen auskommen. Und doch, fast gar jeden Tag mußte Bruno die Sonnenhalde hinauf eilen. Die Heizung streikte, ein Marder war im Keller eingedrungen, ein Fensterladen wollte sich nicht schließen lassen, die Wasserleitung war eingefroren. Und wenn am Weg nichts auszuschöpfen, an der Dachtraufe keine Eiszapfen abzuschlagen, kein tropfender Hahnen abzudichten war, dann sank der Pulsschlag Johannas auf eine gefährlich niedrige Zahl ab, sodaß Brunos Hilfe dessenwegen dringlich nötig wurde.



Gitzi, Gitzi, Geiß,
e so wirsch gwiß nid feiß!
Foto L. von Matt

Herr Ulrich genoß seine wohlverdiente Ruhezeit in vollen Zügen. Seine Haushälterin verwöhnte ihn, brachte ihm die Wolldecke zum Liegestuhl an der Mittagssonne, polierte seine Skischuhe auf Hochglanz und kochte nach Monikas Rezepten Gerichte, die er besonders schätzte. Umgekehrt war auch Johanna mit ihrem neuen Herrn und Gebieter sehr zufrieden. Besonders schätzte sie seine Gewohnheit, abends früh ins Bett zu gehen und stundenlang Bücher zu lesen, die seine ungeteilte Aufmerksamkeit erforderten. Es waren dies just jene Stunden, da Bruno Zeit hatte, die notwendigen Reparaturen gewissenhaft und gründlich auszuführen. Während Herr Ulrich seine helle Leselampe brauchte, kam Bruno zu gewissen Zeiten mit einem spärlichen Kerzenlicht aus. Auf dem Tisch in der Stube standen blankgeputzte Leuchter, rote und gelbe Kerzen in Auswahl. Johanna trug nur ein einziges Flämmlein hinüber zu den beiden bequemen Stühlen am Kamin und war mit diesem bescheidenen Licht mehr als zufrieden, wenn in seinem Schein das glückliche Gesicht Brunos zu sehen war.

Sonderbar und eigenartig, die Liebe kann redefreudige Menschen zum Schweigen bringen und wortkarge Leute zu blühender Beredsamkeit verführen. Sie kann sogar ihre Künste abwechslungsweise spielen, sodaß übersprudelndes Reden plötzlich in tiefes Schweigen versinkt und sich erst nach langen Pausen wieder erholt. Jedenfalls wurde der lesende Herr Ulrich in seinem Schlafzimmer weder von der einen, noch von der andern Spielart gestört. Johanna redete von den damaligen Vergiftungserscheinungen und den Bauchschmerzen ihres Vaters in ebenso gedämpftem Tone, wie von dem erzürnten Telefongespräch, das, nach Instandstellung der Leitung, von der Melchmatt her kam. Erschreckliche Vorwürfe haben den geflickten Draht und Johannas Trommelfell erschüttert und unbefristete Befehle ihren Herzschlag zum Stocken gebracht. Kein Wunder, daß sich nach solchen Berichten das entsetzte Mädchen in verteidigungsbereite, starke Arme flüchten mußte und dort bis zur völligen Beruhigung und Erholung verblieb. Auch nach dem Besuch ihrer Schwester Barbara, die von heftigen Zornesausbrüchen ihres Vaters zu erzählen wußte, floh Johanna baldmöglichst an

die Brust ihres Beschützers und konnte nur nach liebevollem Ablösen jeder Beängstigung ihre frühere Haltung wiedergewinnen.

Vor dem Flackerlicht der letzten Flammen, die im Kamin um die verglühenden Scheite tanzten, verlebten Bruno und Johanna Stunden erfüllter Seligkeit. Versunken blieb das Vergangene, in undurchdringliche Schleier verhüllt lag die Zukunft vor ihnen. Nur die beglückende Gegenwart stand vor ihren Augen, bis zu jenem Tag und Augenblick, da im traulichen Gespräch die Frage ausgesprochen wurde: „Wie sagen wir es dem Vater?“

Ein beklemmendes Schweigen folgte diesen Worten. Es war, als ob neben ihnen eine fremde Kraft unvermutet eine große Türe aufgerissen, Sturm und Kälte eingelassen und das Licht der Kerze ausgelöscht hätte. Bruno wälzte in seinem Kopf kühne, nutzlose Pläne und hoffte im Geheimen auf Johannas frauliches Geschick. Das Mädchen hoffte auf die Klugheit und Kraft seines Geliebten und wiegte sich in den Trost, er wisse längst einen, den einzig richtigen Weg.

Da sie sich ihrer beider Ratlosigkeit inne wurden, jedes Planen, kaum ausgesprochen, schon als unmöglich erkannt wurde, schauten sie entsetzt und erschrocken in die kommende Zeit, wie in eine schwarze Nacht hinein.

Die winzigen Flammen auf der Glut im Kamin erloschen. Ueber die roten Scheite legte sich eine graue Schicht. Die Glut fiel zusammen. Kein rettender Gedanke belebte ihr Sinnen, bis Johanna leise zu sprechen begann: „Wie viele ratlose Männer und Frauen, wie viele von Qual und Leid bedrückte Pilger, sind hier über das Joch gewandert, haben bei der wundertätigen Gottesmutter Hilfe gesucht. Deine Mutter hat mir viel davon erzählt und auch das, was sie von deiner Großmutter erfahren hat. Und wir zwei wohnen am Paß und hätten nahezu vergessen, wo die Hilfe zu suchen ist.“

Es war als ob ein Schimmer der Morgendämmerung, ein mildes unerklärliches Licht in die Stube gedrungen sei und ihnen Herz und Sicht erhellte. Aus Brunos Armen strömte wieder die wohltuende Kraft. Seine Augen begannen zu leuchten. Leise flüsternd einigten sie sich, keinen Tag zu versäumen, um die gnadenvolle Fürbitterin in ihrem Heiligtum aufzusuchen.

Pilger in Kapuzen und Zottelkappen hat das Schlößlijoch auch schon früher gesehen. Kranke Pilger auf Karren und Maultier, bettelnde, betende, singende Pilger auch. — Aber lachende, durch den stiebenden Schnee in kühnen Schwüngen sausende Pilger nicht gar so oft. Ei, wie die Beiden den Hang durchquerten, in den Waldweg einspurten, am frühen Morgen, im ersten Aufdämmern des Tages den breiten Hügel anschnitten, wie Kobolde zwischen Haus und Stall durchflitzten, bei einem vereisten Brunnen vorbei, an der Nase eines erstaunten Melkers vorüber, der sich nur geschwind noch mit seinem Eimer in das Dunkel des Gadens retten konnte. Und dann wieder in zähem Schritt bergauf ins Dunkel des Waldes hinein, unter Aesten durch, die vom Schnee behangen, an Sträuchern vorbei, deren Zweige wie Silbergitterwerk ihre Spur einsäumte.

Und dann, mit roten Nasen, mit Hauchfahnen vor dem Mund, mit gefrorenen dampfenden Jacken auf das mächtige Portal der Wallfahrtskirche zuschreiten, Hand in Hand eintreten in den stillen Raum der vom milden Licht der Kerzen und dem Lächeln der Gnadenmutter erhellt ist. Eintreten, wenn die Glocken hallen und der Priester feierlich zum Altare schreitet. Stehen und knien vor dem Bild, das so viele Beter durch viele Jahrhunderte um sich versammelt hat. Hier wird das pochende Herz ruhig, die Qual milder, die Bereitschaft zu dienen wach und der Mut stark.

Johanna breitet ihre ganze Liebe aus, jene zu den Menschen und jene zum barmherzigen Gott und seiner Mutter, wie man ein Feuer mit vielen Flammen hinstellt. Ihre Zukunftsbilder mit dem Brautschleier auf der Kirchenstiege verflattern. Die hochmütigen Träume, im großen Haus in all den Kellern und Gebäuden Meisterin zu sein, verfallen. Ihre Wünsche, Kinder, eigene liebe, wilde und übermütige Kinder zu haben, werden still. Eine mächtige Gewalt erfüllt ihr Herz, hebt sie aus der irdischen Verbindung heraus. Sie kniet vor Gott, der das Anrecht auf ihr Leben geltend macht. Sie anerkennt diese Macht, schenkt ihr voll Ver-

trauen jede Stunde ihrer Zukunft und weiß, daß Gott die Liebe ist.

Neben ihr kniet der Mann, der auf sie wartet, von ihr die Erfüllung seines Lebens heischt und in seiner eigenen Sprache mit seinem Herrn spricht: Machtlos sind wir aus eigener Kraft. Unnütz ist unser Tun im Eigensinn. Ratlos stehen wir in den Wirrnissen ohne Deine Führung. Blind sind wir, ohne Dein Licht. Unser Fehlen kannst Du verwandeln, unsere Unruhe dämpfen. Dein Wille erfülle sich.

Hier im Bereich der gütigen Mutter voll der Gnaden, haben die Beiden ihren endgültigen Lebenssinn gefunden und ihren Standort im unendlichen Plan der Schöpfung.

Neben ihr kniet der Mann, der auf sie wartet.

Von Einbrechern und Zimmerleuten.

Bevor der Föhn in die Täler brauste, die Tannen von ihrer Last befreite, die winzigen Wasserläufe unter der weißen Decke in Bewegung setzte, die Wolken vom hellen Blau des Himmels verjagte, kam Onkel Albert auf das Schlößlijoch. Er kam mit Entwürfen und Verträgen. In der Stube saßen alle drei Generationen beisammen, kauten an den Vorschlägen, drehten jeden Satz um und um, wollten nicht wahrhaben, daß ihnen eine so verführerische Zukunft vorgezeichnet werde, ohne Tücke und Gefahr. Und doch, in den Verträgen fanden sie keinen Schatten und kein Blendlicht. Sie hatten bis zum heutigen Tag nie Grund gehabt, dem Albert zu mißtrauen. Aber kann ein Bauer so viel Güte, ein so großes Geschenk entgegennehmen, ohne daß er von einer inneren Stimme gewarnt wird, ohne mit den Augen zu blinzeln, ob ihm nicht doch nur eine Falle gestellt oder ein Traumbild vorgegaukelt werde. Statt Rühmen und Danken, wird mehr von Wagnis und Vorsicht gesprochen.

Der erfahrene Rechtsgelehrte wird nicht ungeduldig. Er, der seinen Leuten daheim wie ein Samichlaus einen ganzen Sack voll Glück auf den Tisch ausschüttet, betrachtet mit heimlicher Freude die bedächtigen Gesichter, amüsiert sich an ihren Bedenken und an ihrer Aengstlichkeit. Nur die Mutter und Monika jubeln und frohlocken. Nach dem Nachtessen packt Albert seine Schriften in eine Mappe und sagt, er wolle noch zu seinem Freund Ulrich hinauf: „Götti, willst du mitkommen. Wir können ja morgen weiter darüber reden. Gut Ding wird reif im guten Schlaf!“

Die Beiden stapfen durch den Schnee. So bald sie aus dem Lichtschein der Fenster treten, beginnt der Onkel: „Hat sie geschrieben?“ „Wer?“ frägt Bruno erstaunt? „Eh, red jetzt so“, sagt der Götti, „wer sonst, die Lisette!“

Wie aus weiter Ferne kommt ihm dieser Name ins Ohr und er denkt an den himmelblauen Brief, der etwa eine Woche nach ihrer Abreise eingetroffen und dann wochenlang in seiner Tasche ungeöffnet immer schwärzer geworden ist und nun wohl in einem Tschopen im Schrank auf den Leser wartet. „Ja“, gibt er seine Antwort, „wie du gesagt hast, einen Brief.“ „Und, hat sie dir ewige Treue geschworen?“ bohrt der Onkel weiter. „Ich weiß es nicht“, gibt Bruno zurück, „ich habe ihn nicht gelesen.“ Der Onkel bleibt stehen und sagt: „Geh du voraus, du siehst viel besser als ich und weißt auch droben wohl eher Bescheid.“

Aus Ulrichs Schlafzimmer dringt helles Licht. Unten in der Stube scheint durch die Ritzen der Läden ein blauer Schimmer. Bruno ist heute noch nicht hier oben gewesen. Vielleicht wartet Johanna auf ihn. Der junge Mann tastet sich leise an die Türe, nur Onkels Schritte sind zu hören. Er drückt auf den Türgriff und geht einen Schritt hinein. Blitzschnell schließen sich zwei Arme um seinen Hals und eine wohllaute Mädchenstimme sagt: „Du Lieber, so lange habe ich auf dich gewartet. Nun kommst du doch noch. So eine Freude!“

Draußen steht der Götti mit seiner Mappe am Zugwind. Eh nun, jetzt kann er wirklich daran glauben, daß jener Brief nicht gelesen worden ist. Die Stubentüre geht auf. Licht dringt in die Halle und sogleich verändert sich das Bild. Johanna sieht den fremden Mann, erkennt den eintretenden Herrn und wird steif wie ein Kuchenblech.

In diesem hübschen Raum, im Flackerschein des Kaminfeuers ist das Mädchen mit den roten Wangen gar lieblich anzusehen. Der gute Onkel kann sein Interesse an diesem stürmischen Empfang und an der flotten Tochter nicht verleugnen. Er sucht nach dem Lichtschalter und besieht sich die Ueberraschung ganz genau. „Also bist du es doch, Johanna“, lacht er sie an, „habe auch lange auf dich gewartet, ist mir auch eine Freude!“ Er legt die Mappe auf den Tisch und dann ein klobiges Scheit auf das Feuer, setzt sich gemütlich hin und beginnt mit Johanna zu plaudern. Frägt, ob sie im Sinne habe den alten Streit um den Schlößliwald auf ganz natürliche Weise aufzuheben. „Ja“, sagt sie und läßt die Wimpern auf- und niedertanzen, „wir sind mit Fleiß und Eifer an der Arbeit. Leider sitzen die Wurzeln etwas tief.“

Sie geht und holt Wein und Gläser. Onkel Albert redet nicht so leise, wie es bisher in den Abendstunden hier Gewohnheit war. Herr Ulrich wird darob aus dem interessanten Inhalt seines Buches gerissen, steht auf, schlüpft in Hosen und Pantoffeln, kommt die Stiege herab und schaut zu, wie Johanna Brunos Kelchglas füllt und einem Herrn mit ergrauten Haaren einschenkt, der ihm die Rückenlehne seines Polsterstuhls zuwendet. Der Architekt, von diesem trauten Bild wenig erbaut, stützt seine Hände in die Hüften und räuspert sich vernehmlich. Bruno springt auf, Onkel Albert schaut zurück und sagt: „Mein lieber Ulrich, wenn ich so dürftig bekleidet wäre, würde ich mich etwas ruhiger verhalten.“

Die Begrüßung, die auf diese Worte folgt, ist nahezu so heftig und freudig, wie jene, die sich kurz zuvor in der Halle abspielte: „Albert, du bist mir der liebste Einbrecher, den ich im ganzen eidgenössischen Strafregister ausfindig machen könnte.“

Noch immer steht Johanna mit der Flasche in der Hand dabei, will sich entschuldigen und versichern, sie sei sozusagen auf dem Sprung gewesen ihn zu holen. „Ist schon recht, liebe Johanna“, wehrt er ab, besieht sich die Etikette der Weinflasche, „aber du hättest zu diesem Fest wohl eine bessere Sorte aussuchen sollen.“

Und es wird ein Fest gefeiert im stillen Haus. Ein Fest ohne Voranzeige und Programm, wie es nur sein kann, wenn gute Menschen unvermutet sich zusammenfinden, und die Stunden vor Freude überfließen.

Bevor der Schnee auf dem Joch weichen mußte, begannen die Arbeiten an der Flurstraße. Moderne Baumaschinen wurden eingesetzt und taten ihren Dienst zusammen mit Lastwagen, Fuhrwerken und Zugrind. Die Zeit des Verhandelns, des Planens und Streitens war vorbei. Das Eis war gebrochen. Schmelzwasser rann in zahmen Bächlein zwischen Steinen und Wurzeln. Das Grün der Matten, das sich um Dorf und Bach breit gemacht, wanderte Tag um Tag weiter hinauf.

Zimmermann und Dachdecker haben sich im großen Haus auf Schlößlijoch eingenistet. Der Hof um den Brunnen wird Werkstatt. Dem Moos auf den Ziegeln kann die wärmende Sonne nicht mehr von Nutzen sein. Neues Leben zieht ein.

Wie das Eis aufgebrochen wird.

Noch immer steht das Bild der Gottesmutter in der Wallfahrtskirche hinter Gittern. Ihr Wirken kann die frommen Pilger durch Wunder in Staunen versetzen, kann Naturkräfte erwecken, kann in den Herzen den Mut

stärken und auch in die Gedanken eindringen. Ihre Hilfe ist an keine Schranken gebunden.

Von den Müttern wird gesagt, sie kämpfen wie Löwen um das Leben und das Glück ihrer Kinder und schonen ihre Kräfte nicht.

Nachdem Johanna von der Melchmatt fortgezogen, durch Flockenwirbel und Schneetreiben davongefahren war, haben böse Zeiten bei Mutter Veronika Einzug gehalten. — Schimpfen und Toben wurde nur selten von guten Worten und erträglichen Tagen unterbrochen. Eifriger noch als zuvor las die Großmutter in ihrem abgegriffenen Gebetbuch. Stiller und bekümmerter ging die Mutter durch die Räume. Nur Barbaras helle Stimme erklang dann und wann in einem fröhlichen Lied.

Merkwürdig, wie Vater Arnold über das Weibervolk schimpfte und doch ständig verlangte, Johanna müsse zurückkommen. Tage und Wochen ertrugen die Frauen seine üble Laune, ließen ihn reden und lamentieren, waren zufrieden, wenn einige Stunden gnädig vorübergingen, warteten auf den Frühling und die ersehnten Arbeiten auf den grünen Matten.

Doch auf einmal kam der Mutter eine innere Kraft zu, diesem Elend zu begegnen. Ihr Denken sammelte sich um die Frage: Mußte das hier auf der Melchmatt immer so weiter gehen? Mußten sie alle unter den Lastern dieses einen Mannes leiden? War das ihr unabänderliches Los, dem Geiz, der Streitsucht, der Unversöhnlichkeit ihre Lebenskraft, die Ruhe ihres Herzens zum Opfer bringen? Wurden nicht alle unausweichlich hineingezogen?

Noch sah sie keine Möglichkeit ihren Mann davon abzubringen, aber sie verspürte den Mut, dagegen aufzutreten.

Ein kalter Wind rüttelte an den Fenstern, trieb feinen Schneestaub in alle Ritzen. Großmutter lag im Bett. Franz und Barabra waren fort. Die Zeitung vor sich, die Faust an die Stirne gepreßt, saß der Vater hinter dem Tisch und wetterte über die Beschlüsse der Gemeinde. „Jetzt stehts da schwarz auf weiß gedruckt, die Straße wird noch breiter und Ausweichstellen gibts wie Tanzböden. Sie sollen doch eine Autobahn bauen, die Flurgenossen, dann kann der Bernhard gleich seine großartige Hotelstraße anschließen. Der kann sich ja den Ranzen voll lachen. Und unsereins muß Steuern zahlen, bis die Galle platzt.“ „Wieviel zahlst du eigentlich Steuer, Arnold“, fragte seine Frau und schaute von ihrer Arbeit auf. „Geht dich nichts an“, raunzte er, „das ist Männersache.“ „Du hast ein Schreiben von der Steuerverwaltung herumliegen lassen“, fuhr sie fort, „der Brief lag offen auf dem Tisch. Das letzte Jahr hast du nichts und das vorletzte Jahr die Hälfte, auch nicht viel bezahlt. Mit deinem Beitrag können sie wahrhaftig kaum ein Fuder Grien herbeiführen.“ Ei, wie er nun seine Faust auf den Tisch schmetterte: „Das ist noch zuviel, so wie die Behörden mit dem Geld um sich schmeißen.“ „Ich meine nur“, fuhr die Frau in ihrem Gedanken fort, „das Geld ist ja nicht dazu da, um es aufzustocken. Deine Goldstückli und Pfandbriefe kann ich nicht in die Pfanne schlagen und Eiertätsch machen. Solange du sie vergraben und eingesperrt hast, kann ich auch keine Kleider kaufen und keinem armen Menschen helfen.“ Mit offenem Mund starrte Arnold seine Frau an, konnte sich kaum fassen, von ihr solche Worte zu hören. „Du kommst mir noch schön“, sagte er, „das Geld ist wohl zum Verschwenden da, Allotria treiben, den Großhans spielen und dann betteln gehen, he, du da.“

Mit ruhiger Stimme, über ihre Arbeit gebeugt, spinnt die Mutter ihre Gedanken weiter: „Kommt mir nur oft in den Sinn, wir rackern und werken und sparen. Das heißt sparen kann man diesem schmalen Haushalten nicht mehr sagen, man könnte das auch anders benennen, haben Streit um jeden Franken, Unfrieden und harte Arbeit. Anderswo kaufen sich die Bauern Maschinen, um es leichter zu haben, können mehr erreichen, besser leben und noch Gutes tun. Auf dem Schlößlijoch ...“ Arnold stemmte seine Füße so stark gegen den Schragen, daß der Tisch wegrückte, sprang auf und hob beide Fäuste bis fast zur Decke. Ein Hagel, eine ganze Lawine von bösen Worten stürzte auf das geneigte Haupt seiner Frau herab. Er konnte kaum Atem schöpfen, so schnell und heftig kamen Fluch und Schwur aus seinem Mund. Frau Veronika vermochte ein ordentliches

Stück an ihrem Socken zu stricken, bis der Redeschwall verebbte. Erst dann fuhr sie fort: „Eh nun, die Leute dort haben jetzt Glück, der reiche Onkel, Bruder und Götti, will ihnen sein Geld schon zu Lebzeiten verschenken. Hat recht, hat keine Kinder, dann sieht er doch etwas davon, tut ein gutes Werk. Und was sie bekommen ist mehr, hundert Mal mehr, als wir mit allem Geizen zusammenbringen."

Die ruhigen Worte verschlugen dem Vater die Sprache. Da er schwieg, konnte sie noch ein Anliegen anbringen, das ihr schon lange schwer auf dem Herzen lag: „ Sei doch zufrieden, wenn es ihnen auf dem Schlößlijoch so gut geht. Denk doch an dein Kind, an Johanna, so bekommt sie es auch einmal leichter und schöner dort als Sohnsfrau."

Der Mann hinter dem Tisch verdrehte die Augen, griff sich an den Hals, schluckte, würgte und preßte endlich einen Schrei aus: „Du lügst!" „Nicht so laut, Arnold", dämpfte sie ihn, „die Großmutter liegt oben. Sie hat es mit dem Herzen zu tun. Nein, ich sage die Wahrheit! Daran wirst du mit schreien und toben nichts ändern. Und ich will es nicht ändern. Ich gönne ihr das Glück."

Nicht nur die Großmutter, auch der Vater hinter dem Tisch bekam Herzkrämpfe. Seine Frau holte ihm Tropfen, redete begütigend auf ihn ein, sich für eine Weile hinzulegen.

Wenn sich Mütter für das Glück ihrer Kinder einsetzen, dann schonen sie sich nicht. Mit einer Zähigkeit, die eine Manneskraft weit übersteigt, verfolgen sie ihr Ziel. Sie sind mit sonderbaren Gaben hierfür ausgestattet und verstehen sie meisterhaft anzuwenden. In den Wochen bis zum Heuet, wurden Arnolds bissigste Zähne gestumpft, ohne Zahnarzt, ohne schmerzstillende Spritzen und auch ohne Gewalt. Bei dieser Operation half Barbara als Assistentin mit viel Geschick und verblüffender Einfühlungsgabe.

* * *

Im Heuet ragten rings um das große Haus auf Schlößlijoch hohe Gerüststangen zum Himmel empor. Hämmern und Klopfen, Kratzen und Sägen erfüllte jeden Raum. Spengler und Schlosser, Maler und Schreiner, eine ganze Sippschaft von munteren Handwerkern saß täglich am Tisch. In der Küche lag Schutt inmitten kahler Wände. In den Fremdenzimmern wurde gebohrt und geschweißt. Staub und Dreck unter jedem Schuh, auf jedem Sims, in jeder Ritze. Der alte Bernhard schlurfte in seinen Pantoffeln von einer Ecke in die andere und suchte vergebens einen Ort, wo kein Durchzug herrschte.

Gegen den Herbst zu setzte ein fieberhaftes Schaffen ein. Bis in die Nacht brannten die hellen Lichter, putzten die Frauen, standen die Lieferwagen der Handwerker vor dem Haus, denn auf einen bestimmten Tag mußte das Gasthaus für mancherlei Gäste bereit sein.

* * *

Die lange Reihe blitzblanker Fenster ließen die Strahlen der Sonne auf den neuen Boden der Wirtsstube scheinen. Blumen standen auf den weißgedeckten Tischen. Geschäftige Frauen eilten hin und her. Kein Klopfen und Pochen störte das weite Haus. Die Arbeit war beendet, der Tag der festlichen Eröffnung angebrochen.

Vom Wald her ertönten muntere Hornsignale. Das erste Auto schwenkte um den Spicher und fuhr in elegantem Bogen dreimal um den Brunnen. Bruno sprang aus dem blumenverzierten Wagen und half seiner Braut sorgsam auszusteigen, den zierlichen Schleier zu richten, das weiße Kleid in die Falten zu legen. Vater und Mutter traten herzu und schritten dann zum Haus. Lachend, froh und dankbar für den glücklichen schönen Tag. Sie kamen von der Kirche und begrüßten nun die Gäste, die im Festtagsgewand aus dem großen Autocar stiegen.

Wieder blitzte auf der Straße Lack und Glas eines großen Wagens. Onkel Albert brachte den Großvater und die Melchmatt-Großmutter in seinem sanft wiegenden Gefährt. Hinter ihm schnurrte und surrte das Auto Ulrichs. Schreiner, Zimmermann und Dachdecker führte er herzu. Vor der Stiege des Gasthauses wollte das Grüßen und Händeschütteln, das Glückwünschen und Bewundern kein Ende nehmen. Wer kann auch schon zu einer Hochzeit gleich auch die getreuen Werkleute einladen und im eigenen, eben neuerstandenen Haus zu Tische laden.

Barbara und Monika bringen Weißwein und Gläser, um die Gäste schon vor dem Eintreten mit einem kühlen Trunk zu ermutigen. Mitten in dieser Festgemeinde, eine rote Nelke an den Tschopenlitz gesteckt, sein Glas in der Hand, umgeben von fröhlichem Plaudern und Lachen, blinzelt der Melchmättler zur Sonne hinauf. Sein Blick ist leicht verschleiert. Aengstlich bemüht kein Tröpflein zu verschütten, sucht er sich einen Weg zwischen den Festkleidern hindurch, nimmt in der Nähe der Stiege noch einen kräftigen Schluck und, was er vor der Kirche nicht zustande brachte, er geht auf den Bräutigam zu und gibt ihm die Hand: „Wünsch dir Glück, Bruno!“ Und wahrhaftig, aus seinem Auge kollert ein Tropfen die Backe hinab und fällt auf die Nelke an seiner Brust.

Mutter Dorothee steigt die Vortreppe empor, lehnt sich in ihrem Seidenkleid über das verschlungene Geländer hinaus und bittet mit freundlichen Worten in die prächtige Wirtstube zu kommen. Braut und Bräutigam kommen voraus. Der Schleier wiegt sich im sanften Wind, die Sonne glitzert auf Johannas goldenem Halsschmuck und strahlt auch auf das Gesicht der Brautmutter, die nun glücklich die Frucht ihrer Mühen erntet. Sie hat ihren Mann nicht aus dem Blick gelassen und weiß, was dieser Händedruck gilt.

Zierliche Tischkarten helfen den Hereinströmenden ihren Platz zu finden. Das Hochzeits- und das Aufrichtefest ist in eins verschmolzen. Die Augen wandern staunend den erneuerten Täferwänden nach, zu Vorhängen und Bildern und freuen sich an der Pracht dieser herrlichen Stube. Bis eilige Gestalten in weißen Schürzen daherkommen und die gefüllten Teller bringen.

Da sitzen Verekund, Tobias, die Heimtlosen und Immerdurstigen.

So groß und weit diese Stube ist, sie kann nicht alle Gäste fassen. Im Hinterhaus ist eine lange Tafel aufgerichtet, auch mit Blumen geschmückt und weißgedeckt. Dort sitzen Verekund, Tobias und alle ihre Weggefährten, die Heimatlosen und Immerdurstigen. Ihre Freude ist nicht weniger groß, ihre Glückwünsche nicht minder herzlich. Ei, wie sie die Gläser heben, die Suppe schlürfen, den Braten rühmen, und mit heiseren Stimmen ein Hoch ausbringen. Auch die Mühseligen und Beladenen sind zum Fest herbeigeströmt und werden köstlich bewirtet.

— Ende —